

# Lehre und Wehre.

Jahrgang 31.

Juli und August 1885.

No. 7. u. 8.

## Das „New York-Ministerium“ und die Lehre von der Gnadenwahl.

Das sogenannte New York-Ministerium hat sich bei der diesjährigen Synodalversammlung zu Buffalo, N. Y., über die Lehre von der Gnadenwahl ausgesprochen. Es ist dies unseres Wissens die einzige Synode im Council, welche diese in jüngster Zeit in Streit gezogene Lehre zum Gegenstand öffentlicher Besprechung gemacht hat. Wir glauben daher das Resultat dieser Besprechung nach dem kürzlich „in Herold und Zeitschrift“ erschienenen Bericht hier vorlegen zu sollen, zumal Dr. Späth von Philadelphia bei der Synodalversammlung zugegen war und die Lehrverhandlungen leitete.

Das „New York-Ministerium“ hatte ja die theologische Facultät des Seminars zu Philadelphia um ein Gutachten in der Lehre von der Gnadenwahl ersucht. Dies auch von uns besprochene Gutachten (siehe „Lehre und Wehre“ 1884, S. 233—246) wurde bei der letztjährigen Versammlung des Ministeriums entgegengenommen, mit dem Versprechen, sich bei der nächsten, also der diesjährigen, Versammlung als Synode über dasselbe aussprechen zu wollen. Das ist denn auch unter der Leitung Dr. Späths, eines Gliedes der Philadelphiaer Facultät, geschehen.

Welche Stellung nimmt denn nun die New York-Synode in der Lehre von der Gnadenwahl ein? Das ist schwer zu sagen. Schon das Philadelphiaer Gutachten litt, wie wir seinerzeit nachgewiesen haben, an einer gewissen Unbestimmtheit und Unklarheit. Noch unbestimmter und zum Theil noch unrichtiger ist das Resultat — wenn man hier überhaupt von einem Resultat reden kann —, zu welchem das New York-Ministerium gekommen ist. Einen eigenen Eindruck machen auch die verdeckten, zum Theil von Dr. Späth herrührenden, Ausfälle auf die „Missourier“.

Wir setzen den in „Herold und Zeitschrift“ erschienenen Bericht in extenso hieher und fügen Kürze halber den einzelnen Abschnitten unmittelbar unsere Bemerkungen bei, wo uns solche nöthig erscheinen. „Herold und Zeitschrift“ berichtet:

„Die Einleitung zu den grundlegenden Bemerkungen wird übergangen und These 1.“ (welche hervorhebt, daß wir in dieser Lehre nicht alles reimen können) „sofort angenommen. Von Etlichen werden Ausstellungen gegen die Fassung gemacht: ‚Dieses Dogma bietet der menschlichen Vernunft noch mehr als andere Glaubensartikel gewisse eigenthümliche Schwierigkeiten dar, wodurch es unmöglich wird, dasselbe in solcher Weise zu formuliren, daß alle scheinbaren Widersprüche und Disharmonien ausgeschlossen wären.‘“

Welcher Art die Ausstellungen gewesen seien, welche man gegen vorstehenden Satz des Gutachtens machte, wird leider! nicht angegeben. Sehr passend ist gerade dieser Satz von den Verfassern des Gutachtens vorangestellt. Wer diesem Satze nicht seine volle Zustimmung gibt, wer etwa die „scheinbaren Widersprüche und Disharmonien“ in dieser Lehre nicht recht leiden will, bei dem ist es von vornherein ausgemacht, daß er nicht die lutherische Lehre von der Gnadenwahl habe. Unser Bekenntniß gibt es als ein Characteristicum der rechten Lehre in diesem Artikel an, „daß wir in diesem Artikel nicht alles ausforschen und ausgründen können noch sollen.“<sup>1)</sup> „Denn über das, davon bisher gesagt, so hiervon in Christo offenbaret, hat Gott von diesem Geheimniß noch viel verschwiegen und verborgen und allein seiner Weisheit und Erkenntniß vorbehalten, welches wir nicht erforschen, noch unseren Gedanken hierinnen folgen, schließen oder grübeln sollen.“<sup>2)</sup> Die moderne Theologie, welche es sich zur Aufgabe gemacht hat, die „scheinbaren Widersprüche und Disharmonien“ zu beseitigen, charakterisirt sich dadurch von vornherein als eine Pseudotheologie.

„Die Synode schreitet sodann zu These 2., in welcher auf die besonderen Schwierigkeiten, welche diese Lehre bietet, näher eingegangen wird. In dieser These wird gezeigt, wie einerseits das Wort Gottes eine Wahl aus Gottes Gnadenvorsatz lehre und zwar in solcher Weise, daß jeder Gedanke an eine Bedingung oder ein Verhalten auf Seiten des Menschen, wodurch solche Wahl verursacht oder veranlaßt wäre, ganz und gar ausgeschlossen ist.“

Ein herrlicher, echtlutherischer Satz. Würde er festgehalten, dann würde sich die New York-Synode mit demselben klar und fest auf die Seite der lutherischen Wahrheit auch im jüngsten Streit gestellt haben; es wäre dann ein Abirren von dem rechten Wege auch bei einzelnen Unklarheiten und Unrichtigkeiten nicht mehr möglich. Aber leider wird der Satz später wieder zurückgenommen.

„(In dieser These wird gezeigt, wie das Wort Gottes) andererseits aber auch den Menschen ebenso klarlich als eine moralische Persönlichkeit beschreibe. ‚Denn entweder verwirft er durch seine eigene That die ihm angebotene Gnade, oder er nimmt sie an, getrieben vom Heiligen Geist, aus dessen Wirkung Anfang, Fortgang und Vollendung des Glaubens kommt, so daß der Mensch im Verhältniß eines von Gott bewegten, willigen Empfängers steht, während Gott selbst der alleinige Urheber und Geber ist.‘ Das göttliche Werk aber kann an irgend einem Punkte durch den Widerspruch des Empfängers aufgehalten und gestört werden.“

1) S. D. XI. § 64.

2) S. D. XI. § 52.



Mit dem Ausdruck „moralische Persönlichkeit“ soll in dieser Verbindung laut der beigelegten Erklärung gesagt sein, daß Verwerfung und Annahme des Heils im Menschen als in einem mit Verstand und Willen begabten Wesen vor sich gehe, aber so, daß während die Verwerfung des Menschen „eigene That“ ist, die Annahme einzig und allein durch die Wirkung Gottes geschieht. Das ist richtig. Aber wir müssen auch hier wieder — wie schon in der Besprechung des Gutachtens — auf das Bedenkliche des Gegensatzes: Gnade und „moralische Persönlichkeit“ hinweisen. Die alte lutherische Theologie kennt die Angst, daß die Gnade die „moralische Persönlichkeit“ aufheben möchte, nicht; diese Angst ist modern. Freilich hebt ja auch die Concordienformel den Unterstellungen der Synergisten gegenüber hervor, daß Gott mit dem Menschen nicht wie mit einem „Stein und Block“ oder wie mit einer vernunftlosen Creatur handle, wenn sie sagt: „Wenn man aber davon redet, wie Gott in den Menschen wirke, so hat gleichwohl Gott der Herr einen modum agendi oder Weise zu wirken in einem Menschen als in einer vernünftigen Creatur, und eine andere zu wirken in einer andern unvernünftigen Creatur oder in einem Stein und Block.“<sup>1)</sup> Aber indem so die Concordienformel auf „die moralische Persönlichkeit“ des Menschen hinweist, fügt sie sofort eine Cautele bei: „Zedoch kann nichtsdestoweniger dem Menschen vor seiner Befehrung kein modus agendi oder einige Weise in geistlichen Sachen etwas Gutes zu wirken zugeschrieben werden.“<sup>2)</sup> Die „moralische Persönlichkeit“, das Menschsein wurde von den Synergisten zur Schmälerung der Gnade ausgebeutet, als ob in dem Menschen, eben in Folge des Menschseins, doch noch eine Fähigkeit sei, sich in der Befehrung irgendwie recht zu verhalten. In diesem Sinne ist die „moralische Persönlichkeit“ auch von „Etlchen“ in der New York-Synode aufgefaßt worden. Das geht deutlich aus dem unmittelbar Folgenden hervor:

„Viele Synodale nahmen an der Besprechung dieser Thesen theil, und obwohl der Eine die Seite der freien Gnade Gottes, der Andere die Verantwortlichkeit des Menschen mehr hervorhob, so wurden doch weder von diesen synergistische noch von jenen calvinisirende Ausdrücke vernommen.“

Wenn diejenigen, welche der Gnade gegenüber die „Verantwortlichkeit“ des Menschen „hervorhoben“, sich bei ihren Reden überhaupt etwas gedacht, und nicht bloß gedankenlos modern-theologische Phrasen gebraucht haben, so haben sie mit ihrer Rede einen synergistischen Sinn verbunden. Der Mensch ist die Ursache des Unglaubens; er kann allerdings „das göttliche Werk an irgend einem Punkte aufhalten und stören“. Aber im Gegensatz zur Gnade oder zur Wirkung des Glaubens die „Verantwortlichkeit“ des Menschen betonen, kann nur in dem Sinne geschehen, daß man mit der neueren Theologie, welcher dieser ganze Gegensatz angehört,

1) S. D. II. § 62.

2) A. a. O.

„St. Paulus spricht Eph. 1.: Wir sind erwählt in Christo, ehe der Welt Grund gelegt ward. 2 Tim. 1.: Er hat uns selig gemacht und berufen, nicht nach unseren Werken, sondern nach seinem Vorsatz und Gnade, die uns gegeben ist in Christo Jesu vor der Zeit der Welt. So folget auch die Wahl Gottes nicht nach unserem Glauben und Gerechtigkeit, sondern gehet vorher als eine Ursache dessen alles.“<sup>1)</sup> „Vor der Zeit der Welt“ — sagt die Concordienformel<sup>2)</sup> — „ehe wir gewesen sind, ja, ehe der Welt Grund gelegt, da wir ja nichts Gutes haben thun können, sind wir nach Gottes Fürsatz aus Gnaden in Christo zur Seligkeit erwählt, Röm. 9. 2 Tim. 1.“ Darum „bestätigt“ nach der Concordienformel die Lehre von der Gnadenwahl „gar gewaltig den Artikel, daß wir ohne alle unsere Werk und Verdienst, lauter aus Gnaden, allein um Christi willen gerecht und selig werden.“<sup>3)</sup> Kurz: in dem Wortlaut des aus Zwingli Angeführten ist nichts enthalten, was nicht auch in der Schrift, im lutherischen Bekenntniß und bei den reinen lutherischen Lehrern sich findet. Das ist so klar, daß man sich fast schämt, noch immer wieder darauf zurückzukommen. Und dennoch — wir müssen sagen — wagt es Dr. Späth, sein Citat als ein geeignetes festzuhalten und weiterhin die Unkundigen zu verwirren, indem er die Gedanken erzeugt, als ob das in dem Citat Vorliegende calvinistische Irrlehre sei. Wenn Dr. Späth seinen Fehlgriß dadurch zu verdecken sucht, daß er sagt, wir hätten den Satz: „Die Wahl Gottes folgt nicht unserem Glauben, sondern geht als eine Ursache des Glaubens vorher“ „zweifelsohne im absoluten, deterministischen Sinne gebraucht“, so ist das eine sehr unedle Art und Weise, sich aus der Verlegenheit zu ziehen, und die zunächst intellectuelle Verfehlung wird dadurch zu einer moralischen.

„Sodann wird hervorgehoben, daß die Lehre der Concordienformel über die Wahl in Sol. Decl. XI, § 18. Müller S. 708, enthalten sei, wo es heiße: „Das Wort aber lehret: daß Gott in seinem Vorsatz und Rath verordnet habe, daß er alle die, so in wahrer Buß durch rechten Glauben Christum annehmen, gerecht machen, sie zu Gnaden, zur Kindschaft und Erbschaft des ewigen Lebens annehmen wolle.“

Ob das wohl Jemand geglaubt hat! Hier liegt ein wahres Monstrum von Behauptung vor. Die Verfasser der Concordienformel müssen doch große Thoren gewesen sein, sich in 93 Paragraphen abzumühen, wenn alles, was sie sagen wollten, in jenen angeführten Worten enthalten wäre; vor Allem hätten sie sich die sorgfältige Begriffsbestimmung der Gnadenwahl im Unterschiede von praescientia und providentia sparen können (§§ 3—8), namentlich auch die Bestimmung: „Die ewige Wahl Gottes aber siehet und weiß nicht allein zuvor der Auserwählten Seligkeit, sondern ist auch aus gnä-

1) Enchiridion, bei Frank, Theologie der Concordienf., abgedruckt IV, 336.

2) S. D. XI. § 43.

3) A. a. O.



digem Willen und Wohlgefallen Gottes in Christo Jesu eine Ursache, so da unsere Seligkeit und was zu derselben gehöret, schaffet, wirkt, hilft und befördert“ (§ 8); auch § 23: „Und hat Gott in solchem seinem Rath, Fürsatz und Verordnung nicht allein ingemein die Seligkeit bereitet, sondern hat auch alle und jede Person der Auserwählten, so durch Christum sollen selig werden, in Gnaden bedacht, zur Seligkeit erwählet, auch verordnet, daß er sie auf die Weise, wie jetzt gemeldet, durch seine Gnade, Gaben und Wirkung dazu bringen, helfen, fördern, stärken und erhalten wolle.“ Aus den acht Paragraphen, von welchen die Concordienformel sagt, daß man sie zur heilsamen Betrachtung der Wahl im Gegensatz zum Speculiren über die verborgene Wahl alle „zusammenfassen“ soll, greifen sich die Council-Theologen einen beliebigen Paragraphen heraus mit der Behauptung, derselbe enthalte die Lehre der Concordienformel von der Wahl. Um das aber, was die Concordienformel über die Wahl als Ursache des Christenstandes und der Seligkeit der Auserwählten sagt, kümmern sie sich gar nicht!

„Schließlich bemerkt Dr. Späth, daß man auf dem Sterbebette niemand damit trösten könne: sei nur getrost, du bist ja erwählt zum Glauben und zur Seligkeit! Da lasse sich mit einer absoluten Gnadenwahl rein nichts ausrichten, wie er es reichlich selbst erfahren habe. Da tröstet nichts so wohl wie der zweite Artikel unseres Katechismus: „Ich glaube, daß Jesus Christus zc. . . , der mich armen verlorenen und verdammten Menschen erlöset hat.“

Hiernach scheint Dr. Späth in der falschen calvinistischen Lehre von der Gnadenwahl gesteckt oder dieselbe doch wenigstens practicirt zu haben. Der lutherische Christ, welcher keine absolute, sondern nur eine solche Gnadenwahl kennt, welche sich auf Christi Verdienst gründet und durch die Predigt von Christo offenbar wird, bringt den zweiten Artikel nicht in Gegensatz zur Gnadenwahl, sondern die Gnadenwahl wird ihm aus den Wunden Christi offenbar, leuchtet ihm aus den Wunden Christi hervor, wie Luther und das lutherische Bekenntniß immerfort ausführen. Und auf diesem Grunde und in dieser gottgewollten Verbindung läßt sich sowohl auf dem Sterbebette als auch vorher mit der Gnadenwahl etwas „ausrichten“, so gewiß die Worte des Heiligen Geistes nicht in den Wind geredet, sondern zum Gebrauch der Christen im Leben und Sterben bestimmt sind: „Ist Gott für uns, wer mag wider uns sein!“ „Wer will die Auserwählten Gottes beschuldigen?“ Röm. 8, 31. ff. Die auf Grund des zweiten Artikels oder, allgemein ausgedrückt, die auf Grund des Evangeliums betrachtete Wahl gibt nach der Concordienformel<sup>1)</sup> „den allerbeständigsten Trost den betrübten, angefochtenen Menschen, daß sie wissen, daß ihre Seligkeit nicht in ihrer Hand stehe, sonst würden sie dieselbige viel leichtlicher, als Adam und Eva im Paradies geschehen, ja, alle Stunde

1) S. D. XI. 2 90.

und Augenblick, verlieren; sondern in der gnädigen Wahl Gottes, die er uns in Christo geoffenbaret hat, aus deß Hand uns Niemand reißen wird, Joh. 10. 2 Tim. 2.“ Es war also Dr. Späths Schuld, wenn er mit der Wahl nichts anzufangen wußte. Aber er sollte nun seinen Irrthum nicht Andere entgelten lassen und nicht durch unbedachte Reden den rechten Gebrauch der rechten Lehre von der Wahl verdächtig machen.

„Auch wird hervorgehoben, daß die lutherische Kirche in ihrer historischen Erscheinung 50 und (?) 60 Jahre ohne ein Wort in ihrem Bekenntniß über die Gnadenwahl bestanden habe, daß die reinsten Theile unserer Kirche, nämlich die skandinavischen Kirchen (?!), bis auf diesen Tag kein Bekenntniß über die Gnadenwahl hätten und daß erst 1577, der ausgebrochenen Streitigkeiten halben, es nothwendig erachtet worden sei, einen Artikel darüber der Concordienformel einzuverleiben. Nie sei in der lutherischen Kirche auf dieses Lehrstück so viel Gewicht gelegt worden, als dies jetzt geschehe. Es sei dies ein ungebührliches Hervorheben eines Artikels unseres Glaubens, dem sonst stets eine mehr untergeordnete Stellung in unserer lutherischen Kirche angewiesen worden sei.“

Wenn der in den letzten Worten enthaltene Vorwurf gegen uns Misfourier gerichtet sein soll, so hat er nicht die allermindeste Berechtigung. Wir haben es fort und fort bezeugt und gerade auch in der Besprechung des Philadelphaer Gutachtens hervorgehoben, daß wir die Lehre von der Gnadenwahl nicht für eine sogenannte Centrallehre halten, von welcher immerfort auszugehen und zu welcher immerfort zurückzukehren sei. Wir lassen im Centrum die allgemeine Gnade Gottes in Christo, die von Christo allen Menschen erworben ist und allen Hörern des Evangeliums dargeboten wird. Auf diese unsere Stellung hat auch Pastor Dr. Philippi kürzlich hingewiesen, und dieselbe dürfte doch auch sonderlich Dr. Späth nicht unbekannt sein. Als Angegriffene haben wir den Kampf über die Lehre von der Gnadenwahl aufgenommen, weil an uns die klare Lehre des Wortes Gottes und unserer lutherischen Kirche als calvinistische Ketzerei verurtheilt wurde. Wenn wir unter diesen Umständen um die Lehre von der Gnadenwahl einen heißen Kampf nicht scheuten, so kann das nur unionistischer Indifferentismus „ein ungebührliches Hervorheben eines Artikels unseres Glaubens“ nennen. Die lutherische Kirche, welche das ganze Wort Gottes hoch und theuer hält, beschränkt sich nicht auf die Vertheidigung einiger sogenannter Grundwahrheiten; nein, sie weigert sich auch des allerernstlichsten Kampfes nicht, wenn es sich auch um weniger central gelegene Lehren handelt. Zudem waren in dem jüngsten Kampfe nicht bloß Außenforts, sondern zugleich die eigentlichen Innenwerke des Lutherthums und ganzen Christenthums angegriffen. Es handelte sich im letzten Grunde um die Fragen: Soll allein Gottes Wort Artikel des Glaubens stellen oder auch die menschliche Vernunft? und: Sind die Verheißungen des Evangeliums freie Gnadenverheißungen oder durch menschliches Verhalten resp.



Leistung bedingte Verheißungen? Daß man im Council dies erkennt, unseren Kampf als ziemlich überflüssig ansieht, ja, uns beschuldigt, daß wir Nebensachen zur Hauptsache machen, offenbart die geistliche und theologische Stumpfsheit und unionistischen Indifferentismus in dieser Gemeinschaft. Dr. Späth und die New York-Synode scheinen es fast zu bedauern, daß die lutherische Kirche eine Concordienformel und in derselben einen ausführlichen Artikel über die Lehre von der Gnadenwahl hat; am Ende ist gar die Concordienformel mit ihrem Bekenntniß über die Lehre von der Gnadenwahl an dem in der lutherischen Kirche eingerissenen Verderben schuld! Denn was sollen doch so unüberlegte Reden wie diese, „daß die reinsten Theile unserer Kirche, nämlich die scandinavischen Kirchen, bis auf diesen Tag kein Bekenntniß über die Gnadenwahl hätten“? Und was will das Argument verschlagen, daß die lutherische Kirche in ihrer historischen Erscheinung 50 oder 60 Jahre ohne ein Wort in ihrem Bekenntniß über die Gnadenwahl bestanden habe? Die Kirche hat auch Jahrhunderte bestanden, ehe das Athanasianum existirte.

„Schließlich faßte Dr. Späth seine Auffassung der Gnadenwahl in die drei Sätze zusammen: Erstlich, Gott will, daß allen Menschen geholfen werde und sie alle zur Erkenntniß der Wahrheit kommen, und er will nicht des Sünders Tod. Zweitens, er gibt mir die Gnadenmittel und wirkt in mir durch dieselben den Glauben. Drittens, darum weiß ich, daß ich erwählt bin und selig werde.“

Was Dr. Späth hier gesagt hat, gehört ja auch in die Erörterung der Lehre von der Gnadenwahl und namentlich in die Frage von der Erkennbarkeit der Erwählung. Aber er wird doch niemand bereben wollen, daß er mit jenen drei Punkten die lutherische Lehre von der Gnadenwahl, wie sie im 11. Artikel der Concordienformel vorliegt, bekannt habe. Die Concordienformel weist vor allen Dingen auf das Verhältniß hin, in welchem der Glaube und der ganze Christenstand der Kinder Gottes zu ihrer ewigen Erwählung stehe, daß letztere nämlich aus gnädigem Willen und Wohlgefallen Gottes in Christo Jesu „eine Ursach“ sei, „so da unsere Seligkeit und was zu derselben gehöret, schaffet, wirket, hilft und befördert; darauf auch unsere Seligkeit also gegründet ist, daß die Pforten der Hölle nichts dawider vermögen sollen, wie geschrieben stehet: Meine Schafe wird mir niemand aus meiner Hand reißen. Und abermals: Und es wurden gläubig, so viel ihr zum ewigen Leben verordnet waren“ (§ 8). Gerade dieses ursächliche Verhältniß der ewigen Erwählung zur Befehrung, zum Glauben, zur Erhaltung, zur Seligkeit der Kinder Gottes legt die Concordienformel zum Grunde, wenn sie mit der ewigen Erwählung trösten will. Siehe §§ 45—49 und noch wieder zum Schluß §§ 89. 90. Von diesem ursächlichen Verhältniß sagt aber Dr. Späths „Auffassung der Gnadenwahl“ kein Wort! Gerade dieses Verhältniß der ewigen Erwählung zu dem zeitlichen Christenstande der Auserwählten war ja auch in dem jüng-

sten Lehrstreit in Frage; somit ist Dr. Späth's kundgegebene „Auffassung der Gnadenwahl“ unter den obwaltenden Verhältnissen so ziemlich nichts werth.

„Die Synode beschließt schließlich einstimmig, daß sie dem Gutachten ihre herzlichste Zustimmung gebe und Dr. Späth für seine Erläuterung des Gutachtens herzlich danke.“

Das „New York-Ministerium“ ist wirklich ein dankbares Publicum.

„Noch nachzuholen wäre, daß darauf hingewiesen wurde, daß These 5 b S. 15 also gedeutet worden sei, als lehrten die darin enthaltenen Worte: „wonach sie“ (d. h. die Gnadenwahl im weiteren Sinn), „alle Menschen gleichermaßen angeht“ den Huberianismus, als hätte Gott alle Menschen erwählt. Diese Deutung wird von den Verfassern abgewiesen und Dr. Späth glaubte, der Satz könnte der Mißdeutung halben geradezu gestrichen werden, ohne den Sinn im geringsten zu ändern.“

Auch wenn die Worte: „wonach sie alle Menschen gleichermaßen angeht“, gestrichen werden, ist in 5 b wenig geholfen. Es bleibt noch immer die Behauptung stehen, daß die Verfasser der Concordienformel und deren Vertheidiger im 16. Jahrhundert, indem sie von der Wahl als Ursache des Glaubens redeten, Wahl und Prädestination in einem allgemeinen Sinne nahmen, dagegen aber, wenn sie von der particulären Erwählung einzelner Menschen zum ewigen Leben redeten, den Glauben als die thatsächliche Bedingung der Aneignung der allgemeinen Wahl auf die einzelne Person eintreten ließen. Wir haben bei der Besprechung des Gutachtens nachgewiesen, daß die von der Facultät für obige Behauptung beigebrachten Citate theils nichts, theils das gerade Gegentheil beweisen.<sup>1)</sup> 5 b enthält einen historischen Irrthum, der nicht durch Streichung des obigen kurzen Relativsatzes, sondern nur durch vollständige Streichung der ganzen Ausführung corrigirt werden kann. Zudem ist der Huberianismus disertis verbis nicht bloß in dem Relativsatz: „wonach sie alle Menschen gleichermaßen angeht“, sondern auch in den Worten: „Aneignung der allgemeinen Wahl auf die einzelne Person“ enthalten. Das haben auch die späteren Dogmatiker erklärt.

Aus den Verhandlungen der New York-Synode über die Lehre von der Gnadenwahl geht wiederum hervor, wie groß die doctrinelle Zersahrenheit im Council sei. Man steht formell und officiell auf dem lutherischen Bekenntniß, aber dasselbe ist so wenig von den Einzelnen verstanden und erfaßt, daß es an Kraft zum Bekennen der Wahrheit gebricht, wenn es gilt, ein Bekenntniß abzulegen.

F. P.

1) „Lehre und Wehre“ 1884 S. 239 ff.



(Eingesandt von Prof. A. F. Hoppe in New Orleans, La.)

**Die zwei ältesten Ausgaben der Werke Luthers.**

In den beiden ältesten Ausgaben der Werke Luthers, der Wittenbergischen und der Jenaischen, finden sich nicht: Die Hauspostille, die Kirchenpostille, die Vorreden über die Bibel und über die biblischen Bücher, die Randglossen zur Bibel und die Tischreden.

Die Postillen wurden in diesen Sammlungen ausgelassen, weil dieselben in zahlreichen Separatabdrücken, davon einige unter Luthers eigener Aufsicht und Leitung veröffentlicht und deshalb fast in jedermanns Händen waren; die Vorreden über die biblischen Bücher und die Randglossen fanden sich, wie in unserer Altenburger Bibel, in vielen Bibelausgaben und brauchten um deswillen nicht aufgenommen zu werden, ebensowenig als man daran dachte, oder jetzt daran denken würde, die deutsche Uebersetzung der Bibel einer Ausgabe der Werke Luthers einzuverleiben.

Eine andere Bewandniß hatte es mit der Beiseitesetzung der Tischreden. Dieselben können nicht „Schriften Luthers“ genannt werden, denn sie enthalten angeblich die Reden, welche Luther über Tische, in seiner Familie oder zu seinen guten Freunden privatim geredet hat, durch den Druck der Oeffentlichkeit preisgegeben. Aber das, was in den Tischreden, in ihrer gegenwärtigen Gestalt, zusammengetragen ist (zuerst durch Johannes Aurifaber im Jahre 1566), hat vielfach keinen besonderen Anspruch auf Glaubwürdigkeit, indem es theils den Charakter der Unwahrheit (ich meine der absichtlichen Täuschung) an sich trägt, theils aus anderen, in den Tomis bereits enthaltenen Schriften übersezt oder entlehnt ist. Um Tischreden daraus zu machen, ist manches mit einer Einleitung versehen, wie: „Ich hab' es oft gesagt, sprach D. Martinus“, „Lieben Herren, sprach Doctor Martinus Luther“, „Ich sage wahrlich, sprach D. Martin“, „Darum sage ich“ und dergleichen mehr, wo dann aber nicht eine Tischrede, sondern ein Abschnitt aus irgend einer Schrift Luthers von Wort zu Wort, oder in den Uebersetzungen von Satz zu Satz folgt. Mehrfach ist auch ganz willkürlich damit umgegangen, Einleitungen dazu fabrizirt, Stücke ausgelassen, die Bibelstellen verändert, um die Quelle zu verbergen, woher das Stück stammt, die Namen verfälscht. Daher ist es dem Compiler auch widerfahren, daß er öfter vergessen hat, was er zu jedem Stücke erdichtet, und an mehreren Stellen Luthern Dinge zuschreibt, welche, nach deren Duplicaten, anderen Personen zukommen. Der Leser verwundert sich vielleicht über dieses harte, absprechende Urtheil, aber es ist gerechtfertigt. Ich will hier nur bemerken, daß ich beweisen kann, was ich sage, indem ich im Stande bin gegen fünfhundert derartige Stücke in den Tischreden nachzuweisen, in allen bisherigen Ausgaben derselben, die sich ohne Ausnahme auf Auri-

faber stützen, also auch in der Walchischen und der Erlanger Ausgabe, welche den Aurifaberschen Text unverändert wiedergeben. Nur die Stangwaldsche Ausgabe, welche noch im sechzehnten Jahrhundert erschien, aber auch nach Aurifaber gearbeitet ist, ist bedeutend besser, indem sie ein- und vierzig Duplicate und anderswoher entlehnte Stücke weniger enthält, als die anderen Ausgaben. So oft Stangwald selbst gewußt hat, woher irgend ein Stück entnommen ist, hat er es angegeben.

Eine Reproduction der unkritischen Ausgabe von Aurifaber wird in unserer neuen Lutherausgabe nicht stattfinden können, sondern es muß und wird wohl gesichtet werden. Wenn allein die von mir aufgefundenen Duplicate entfernt werden, so verringert sich der Umfang der Tischreden um ein ganzes Sechstel, das ist, um soviel, als ein ganzer Band der Erlanger Ausgabe in sich enthält. Ich bin aber überzeugt, daß mir noch vieles entgangen ist. Noch besser wäre es, wenn von den bisherigen Aurifaberschen Tischreden ganz abgesehen und eine aus anderen Quellen stammende Redaction, etwa die Lauterbachschen, zu Grunde gelegt würde.

Nach dem eben Gesagten wird man den ältesten Ausgaben der Werke Luthers es nicht als einen Mangel anrechnen können, daß sie die Tischreden nicht bringen, auch nicht in ihren späteren Auflagen.

Neue Auflagen von diesen beiden Ausgaben erfolgten in unglaublich rascher Aufeinanderfolge. Von der Wittenbergischen Edition erschien der zweite deutsche Band im Jahre 1548, und schon 1551 wurde eine zweite Auflage nöthig. Der dritte Band von 1550 mußte 1553 zum zweiten Mal gedruckt werden. Ja, von der Jenaischen Ausgabe, deren erster Band 1555 herauskam, hatten der vierte und fünfte Band schon 1566 ihren dritten Druck erlebt, der sechste und siebente Band im Jahre 1568 ihren dritten Druck; der zweite Band aber, im Jahre 1585, seinen fünften Druck. Bei diesen Angaben wird vielleicht mancher denken: Zu jenen Zeiten mag auch wohl schon practizirt worden sein, was jetzt geschieht, daß nämlich den alten Ladenhütern ein neues Titelblatt gedruckt wird, und sie so ausstaffirt als frische Waare in den Markt geworfen werden. Nein, mein lieber Leser, es waren nach Umfang und Seitenzahl nicht dieselben Bücher wie die vorigen, sondern wirklich neue Ausgaben, so daß der Verfasser des Registers für beide Ausgaben schon 1563 gezwungen gewesen ist, um der verschiedenen Ausgaben willen, doppelte Seitenzahlen anzugeben, weil, wie es in der Vorrede heißt, „die Wittenbergischen Drucker im neuen Druck ein wenig Papier erspart haben, und die Jhenischen haben im neuen Druck die Ordnung der Schriften nach der Jarzal bessern wollen“. So sind auch im fünften Druck, der in meinem Besitze ist, ganz andere Zahlen als in den vorhergehenden.

Was ich mir nicht erklären und worüber ich mich, bei dem ungeheuren Absatz der Werke und Schriften Luthers zu jener Zeit und dem muthmaßlich fleißigen Studium derselben, nicht genug wundern kann, ist dies, daß



meines Wissens sich keine Stimme erhoben hat über die wahre Beschaffenheit der Tischreden, und es so hat geschehen können, daß dieselbe betrügerische Ausgabe Aurifabers immer wieder abgedruckt wurde bis in die neueste Zeit hinein, auch im Walch und in der Erlanger Ausgabe, und in der Separatausgabe von Förstemann und Bindseil. Die Alten waren sonst sehr empfindlich in scheinbar kleinen Angelegenheiten, und nicht blöde ihre Meinung, es sei zur Zeit oder zur Unzeit, gerade herauszusagen. Im dritten Bande der zweiten Jenaischen Ausgabe von Luthers Werken nimmt sich z. B. M. Georg Römer eine ganze Folioseite im Register, um sich gegen die Beschuldigung der Wittenberger zu vertheidigen, als sei er es gewesen, der im ersten Drucke des zweiten Bandes der Wittenbergischen Ausgabe etliche Abschnitte in der Schrift Luthers: „Daß diese Worte Christi, das ist mein Leib“ u. s. w. ausgelassen habe, den Sacramentirern zu Gefallen.

Von denen, die Luthers Werke nur oberflächlich oder von Hörensagen kennen, wird in der Regel ziemlich geringschätzig über die Jenaische Ausgabe geurtheilt, weil dieselbe eine bedeutend geringere Anzahl von Bänden aufzuweisen hat, als die Wittenbergische. Diese hat nämlich im Ganzen 19 Foliobände, 12 deutsche und 7 lateinische, dagegen die Jenaische 12 Bände, 8 deutsche und 4 lateinische. Es sind also 7 große Foliobände weniger in der Jenaischen als in der Wittenberger Ausgabe. Wer aber daraus den Schluß ziehen wollte, daß deshalb die Jenaische Ausgabe mehr als ein Drittel weniger werth sei, als die Wittenbergische, der würde irren, denn an Schriften, welche von Luther selbst sind, fehlt in der Jenaischen Ausgabe **nur** die große Auslegung über das erste Buch Moses, Enarrationes in Genesin, welche in der Wittenbergischen doppelt ist, einmal lateinisch (Tom. VI), das andere Mal deutsch (Tom. 10 und 11). So bliebe also doch noch ein Unterschied von 5 Foliobänden. Dieser wird dadurch hervorgebracht, daß in der Wittenbergischen Ausgabe eine ungerechtfertigt große Anzahl von Schriften abgedruckt sind, die nicht von Luther, auch zum Verständniß seiner anderen Schriften nicht nöthig sind. Derartige Schriften sind z. B. der Sendbrief Rabbi Samuelis (Witt. 5, 566 b—583 b), verschiedene Schriften, die Wiedertäufer betreffend, von Melanchthon, Justus Menius, Nic. von Amstdorf, Antonius Corvinus, Henricus Dorpius und andere (Witt. 2, 266—481 b), Melanchthons Schrift: Wider die Artikel der Bauernschaft (Witt. 2, 97—106), Auslegung des Propheten Haggai von Melanchthon (Witt. 8, 559—562), Justus Jonas' Unterricht vom Türken (Witt. 2, 561—572) und andere mehr. Die hier angeführten 5 Schriften repräsentiren schon 255 Folien oder 510 Folioseiten. Außerdem sind mehr als 70 zum Theil sehr umfangreiche Schriften aus dem Lateinischen ins Deutsche übersetzt und auch in den lateinischen Schriften noch einmal abgedruckt, wie z. B. Daß der freie Wille nichts sei, de servo arbitrio (Witt. 6, 462—569), die Auslegung

des Briefes an die Galater (Witt. 1, 1—334). Der ganze achte Band, mit Ausnahme der letzten 10 Folioblätter, enthält Uebersetzungen der Auslegungen von Psalmen, Propheten und dem 5. Buch Mose, die alle noch einmal im Lateinischen sich befinden. Ferner ist eine große Anzahl Schriften, auch umfangreicher, die ursprünglich deutsch geschrieben waren, ins Lateinische übersetzt, z. B. Vom Greuel der Stillmesse, von guten Werken, das Wormser Edict, zwei kaiserliche uneinige und widerwärtige Gebot des Kaisers, der große und kleine Katechismus, Vermahnung Schulen aufzurichten, daß die Worte, dies ist mein Leib, noch feststehen, daß Jesus Christus ein geborener Jude sei, von den Juden und ihren Lügen, Antwort auf des Königs von England Lästerschrift Titel, einsältige Weise zu beten, wider die Sabbather, vom Gebet wider den Türken, Auslegungen der Propheten Daniel, Jona, Habakuk, Sacharja, mehrerer Psalmen des 7. und 15. Capitels des ersten Briefes an die Corinthier, des ersten und zweiten Briefes Petri, des Briefes Judä, viele Predigten, Briefe und andere Schriften. Endlich ist eine große Anzahl lateinischer Disputationen (viel mehr als hundert) Melancthons den lateinischen Tomis einverleibt, nebst vielen anderen Schriften, die nicht von Luther sind. Daß eine solche Art der Herausgabe Lutherscher Schriften die Jenenser und andere verdrossen hat, ist nicht zu verwundern. Alle Schriften Luthers, die in jeder dieser Ausgaben enthalten sind, würden nicht mehr als dreizehn Folio-bände füllen, mit Hinzunahme der fremden Schriften und Uebersetzungen, die sich in der Jenaischen Ausgabe finden, vierzehn; die Wittenbergische hat aber 19 Folio-bände.

Bei Luthers Lebzeiten sind nur zwei Bände der Wittenbergischen Ausgabe erschienen, nämlich der erste deutsche 1539 und der erste lateinische 1545. Von der ferneren Herausgabe sagt Nicolaus von Amstdorf in seiner Vorrede zum ersten Tomus der Jenaischen Sammlung: „Aber nach seinem (Luthers) Tod . . . hat sich das Spiel gewandt und wiewohl etliche Tomi zu Wittenberg durch den Druck ausgegangen sind, so hatte doch seine kurfürstliche Gnade und unser viel dies Bedenken:

„Zum ersten: daß etliche Streitbücher ausgelassen sind, welche um der Historie und Geschicht willen der Kirchen Christi zu wissen gut, nütz und noth sind.“ (Dies kann sich nur beziehen auf die Auslassung folgender drei Schriften: Jen. 5, 22 b Brief Luthers an Landgraf Philipp von Hessen der Sacramentschwärmer halben; Jen. 2, 469 Ob nach Mose oder nach kaiserlichen Rechten zu urtheilen sei, und Jen. 6, 5 Urtheil Luthers über Herzog Georg von Sachsen.)

„Zum andern ist viel Dings in denselbigen Tomis um Gelimpfs willen ausgethan, geschwiegen oder verändert worden.“ (Hiemit ist hauptsächlich gezielt auf die Schrift: Jen. 3, 423 b bis 424 b „Daß diese Worte, das ist mein Leib, noch feststehen wider die Schwarmgeister“, vielleicht auch auf Jen. 1, 288 „An den christlichen Adel deutscher Nation“,



wovon etliche Stücke nicht in der Wittenberger Ausgabe stehen, weil sie einer früheren Edition dieser Schrift folgt, die Jenaische aber die von Luther selbst gemehrte und corrigirte Ausgabe wiedergibt. Der erste Vorwurf war allerdings gegründet, verlor aber dadurch seine Kraft, daß in der zweiten Edition des zweiten Bandes von 1551 die fehlenden Stücke eingefügt sind und der erste Band der Jenaischen Ausgabe erst 1555 erschien. Aber fast ebenso schlimm ist die Thatsache, daß die Vorrede zu diesem zweiten Bande angeblich „von D. M. L. vor seinem Abschiede gestellt“ aus der alten Edition von 1548 wieder abgedruckt ist. In Bezug auf dieselbe habe ich schon im achten Jahrgange von „Lehre und Wehre“ nachgewiesen, daß sie „nicht von Luther gestellt“, sondern von den Herausgebern der Wittenbergischen Ausgabe aus drei verschiedenen Schriften Luthers zusammengestellt ist. Eine derartige *pia fraus* scheint mir zu den verabscheuungswürdigsten Dingen zu gehören, weil dadurch das Vertrauen auf historische Glaubwürdigkeit aufs stärkste erschüttert wird. Diese Vorrede ist auch bei Walch 14, 475—490 und in der Erlanger Ausgabe, Bd. 63, 407 bis zu Ende, wieder abgedruckt. Die Jenaische Ausgabe bringt diese Vorrede nicht.)

„Zum dritten sind anderer Gelarten Bücher mit eingemenget, so wir doch Doct. Luthers Bücher allein bei einander zu haben begehren, wie denn auch der Tomorum Titel anzeigt und ausweist.“ (Wie begründet diese Ausstellung ist, erhellt aus dem oben Gesagten, indem einem Käufer der Werke Luthers fünf bis sechs Foliobände aufgedrängt werden, deren er nicht begehrt.)

„Zum vierten sind auch die verdolmetschten Bücher hineingesetzt, welche an viel Orten den Geist und Verstand Luthers nicht getroffen noch erreicht haben.“

„Zum fünften und letzten sind in den gedruckten Tomis die Bücher Doctor Martini nicht nach Ordnung der Zeit, wie sie der Mann Gottes hat lassen ausgehen, zusammengeraffelt, daraus denn viel ihre Meinung (daß man das Papstthum halten und sich mit ihm vergleichen solle und müsse) schließen und solchs vertheidigen wollen, weil der Mann Gottes im Anfang der Sachen, da er noch ein frommer, strenger Mönch und Papist war und zur selben Zeit nicht anders wußte, viel Papisterei geschrieben und nachgelassen hatte.“

In Bezug auf diesen letzten Vorwurf ließe sich vieles dafür und dagegen sagen. Wahr ist es, in der Wittenbergischen Ausgabe ist kein bestimmter Plan noch Ziel verfolgt als das einzige, womöglich alles, was der theure Mann Gottes geschrieben, zu sammeln und „zusammenzuraffen, damit es nicht umkomme“. Nur hier und da sind Gruppen zusammengehöriger Schriften gebildet. Die chronologische Ordnung aber, welche die Jenaische Edition für die einzig richtige zu halten scheint, ist auch von Luther selbst im ersten Bande nicht befolgt, sondern er hat solche Schriften zuerst

gestellt, in welchen er die heilige Schrift auslegt, um uns durch seine Schriften in Gottes Wort hineinzuführen, wie er bezeugt in der Vorrede zum Catalogus: „Meinethalben möchte ich wohl leiden, daß sie alle untergingen, als der ich nichts gesucht habe, denn daß die heilige Schrift und göttliche Wahrheit an den Tag käme, welche nun, gottlob, so hell und gewaltig allenthalben scheint, daß man meiner und meines gleichen (vielmehr aber meiner ungleichen [d. i. die Gottes Wort nicht gemäß sind] Bücher) wohl gerathen könnte, wo uns der Kizel, neue und viel Bücher zu schreiben, nicht so fast stäche.“

In der Vorrede auf den ersten Theil seiner deutschen Bücher 1539 sagt Luther ebenfalls: „Gern hätte ich gesehen, daß meine Bücher allesamt wären dahinten blieben und untergangen, . . . denn, wo sie alle (aller Väter und Concilien Bücher) hätten sollen bleiben, sollte wohl niemand weder ein- noch ausgehen können für den Büchern, und würden's doch nicht besser gemacht haben, denn man's in der heiligen Schrift findet.“

„Auch ist das unser Meinung gewest, da wir die Biblia selbst zu verdeutschen anfangen, daß wir hofften, es sollt des Schreibens weniger, und des Studirens und Lesens in der Schrift mehr werden. Denn auch alles ander Schreiben in und zu der Schrift, wie Johannes zu Christo, weisen soll, wie er spricht, ich muß abnehmen, dieser muß zunehmen, damit ein jeglicher selbst möchte aus der frischen Quelle trinken, wie alle Väter, so etwas Guts haben wollen machen, haben thun müssen.“

Deshalb hat Luther in den ersten deutschen Tomus neben den deutsch geschriebenen Auslegungen etlicher Episteln der Apostel auch die Uebersetzung seiner Auslegung des Briefes an die Galater (durch Justus Menius) aufnehmen lassen, welche weit über die Hälfte des ersten Bandes füllt. Dagegen ist ihm an den Streitschriften gegen den Ablass und das Pabstthum gar nicht besonders gelegen, sondern er läßt sie in lateinischer Sprache und veröffentlicht die, welche die Jahre 1517 bis 1520 umfassen, im ersten lateinischen Bande, mit der Bitte in der Vorrede, „solche seine ersten Bücher ganz bedenklich und mit großem Mitleiden zu lesen“, weil er „vor dieser Zeit auch ein Mönch und der rechten unsinnigen, rasenden Papiisten einer gewesen sei“. Aus diesen ersten Schriften kann ersehen werden, sagt Luther: „wie viel Artikel ich dem Pabst dazumal mit großer Demuth nachgelassen und eingeräumt habe, welche ich hernachmals für die schrecklichsten Gotteslästerungen und Greuel gehalten und verdammt habe und in Ewigkeit gehalten und verdammt will haben. Amen.“

In der Wittenbergischen Ausgabe ist nicht allein keine chronologische Ordnung, sondern die Zeitangaben sind mehrfach ungenau, oft ganz vernachlässigt.



Die in der Jenaischen Ausgabe befolgte chronologische Ordnung hat die Annehmlichkeit, daß man aus der Jahreszahl sofort wissen kann, ob eine Schrift als ganz rein anzusehen sei (etwa vom Jahre 1524 an), oder nicht. Unangenehm ist aber dabei, daß verwandte Materien durch so viele Folianten zerstreut sind, so daß man oft nur mit großer Schwierigkeit dieselben zusammenfinden kann. Jeder Irrthum und Schwankung in der Zeitangabe, und deren sind in Luthers Werken viele, stößt aber die Ordnung der Schriften ganz und gar um. Das zeigt sich in der bedeutenden Umgestaltung, welche jeder Band der Jenaischen Ausgabe bei jeder neuen Auflage erfahren hat. Besonders störend ist dies bei kleineren Schriften, als Briefen, Vorreden und dergleichen, welche nun über das ganze Werk zerstreut sind, in der Wittenbergischen aber einigermaßen bei einander im 9ten und 12ten Bande. Ein Vorzug genauer Zeitfolge (vorausgesetzt, daß die angegebenen Data richtig sind, was aber oft nicht der Fall ist, — über vierzig abweichende Zeitbestimmungen habe ich mir notirt —) ist, daß die Gefahr Duplicate zu bringen sehr vermindert wird. So ist denn auch wirklich nur Ein einziges Duplicat in der ganzen Jenaischen Edition; ein kleines Brieflein an Kurfürst Friedrich, Jen. 2, 354, ist noch einmal gedruckt Jen. 3, 435, veranlaßt durch falsche Zeitangaben. An ersterer Stelle war dies Schreiben ins Jahr 1523 gesetzt, in der zweiten in 1527. Die Erlanger Ausgabe 53, 129 gibt den 28. März 1522. Im Jahre 1525 ist Kurfürst Friedrich bereits gestorben, darum muß das Schreiben vorher abgefaßt sein. Dies sind die Herausgeber auch gewahr geworden und haben dies im Register des 3ten Bandes 1523 daneben gesetzt. In dem Schreiben selbst bezieht sich Luther darauf, daß er aus seinem Patmos bereits in dieser Angelegenheit geschrieben. Am 7. März 1522 ist Luther schon wieder in Wittenberg gewesen. Das Schreiben wird nicht lange nach seiner Rückkehr abgefaßt worden sein, und das Datum der Erlanger Ausgabe wird wohl seine Richtigkeit haben.

Daß das ganze Wormser Edict, Jen. 1, 456, noch einmal abgedruckt ist, Jen. 2, 399 b, in der Schrift: „Zwei kaiserliche uneinige und widerwärtige Gebot Luther anlangend“, list kein eigentliches Duplicat, wiewohl es nicht nöthig gewesen wäre, dasselbe Edict, welches 16 Foliosseiten einnimmt, zweimal in derselben Edition ganz auszudrucken, und ein Hinweis auf den Ort, wo es bereits zu finden war, genügt hätte. Wie die Randglosse im 2ten Bande beweist, sind sich die Herausgeber dessen bewußt gewesen.

Ein anderes scheinbares Duplicat ist Jen. 3, 436 (alter Druck). Diese Schrift steht auch Tom. 2, 509 im neuen Druck, von jener Stelle im dritten Bande in die neue Ausgabe des zweiten gesetzt, als man die irrthümliche Zeitangabe gewahr wurde. Ebenso verhält es sich mit der Vorrede Luthers über das Büchlein: Was von päpstlicher Heiligkeit u. s. w., Jen. 2, 161 (alter Druck) und Jen. 6, 535 (neuer Druck). In der 5ten Edition des

gestellt, in welchen er die heilige Schrift auslegt, um uns durch seine Schriften in Gottes Wort hineinzuführen, wie er bezeugt in der Vorrede zum Catalogus: „Meinethalben möchte ich wohl leiden, daß sie alle untergingen, als der ich nichts gesucht habe, denn daß die heilige Schrift und göttliche Wahrheit an den Tag käme, welche nun, gottlob, so hell und gewaltig allenthalben scheint, daß man meiner und meines gleichen (vielmehr aber meiner ungleichen [d. i. die Gottes Wort nicht gemäß sind] Bücher) wohl gerathen könnte, wo uns der Kizel, neue und viel Bücher zu schreiben, nicht so fast stäche.“

In der Vorrede auf den ersten Theil seiner deutschen Bücher 1539 sagt Luther ebenfalls: „Gern hätte ich gesehen, daß meine Bücher allesamt wären dahinten blieben und untergangen, . . . denn, wo sie alle (aller Väter und Concilien Bücher) hätten sollen bleiben, sollte wohl niemand weder ein- noch ausgehen können für den Büchern, und würden's doch nicht besser gemacht haben, denn man's in der heiligen Schrift findet.“

„Auch ist das unser Meinung gewest, da wir die Biblia selbst zu verdeutschten anfangen, daß wir hofften, es sollt des Schreibens weniger, und des Studirens und Lesens in der Schrift mehr werden. Denn auch alles ander Schreiben in und zu der Schrift, wie Johannes zu Christo, weisen soll, wie er spricht, ich muß abnehmen, dieser muß zunehmen, damit ein jeglicher selbst möchte aus der frischen Quelle trinken, wie alle Väter, so etwas Guts haben wollen machen, haben thun müssen.“

Deshalb hat Luther in den ersten deutschen Tomus neben den deutsch geschriebenen Auslegungen etlicher Episteln der Apostel auch die Uebersetzung seiner Auslegung des Briefes an die Galater (durch Justus Menius) aufnehmen lassen, welche weit über die Hälfte des ersten Bandes füllt. Dagegen ist ihm an den Streitschriften gegen den Ablass und das Babilthum gar nicht besonders gelegen, sondern er läßt sie in lateinischer Sprache und veröffentlicht die, welche die Jahre 1517 bis 1520 umfassen, im ersten lateinischen Bande, mit der Bitte in der Vorrede, „solche seine ersten Bücher ganz bedenklich und mit großem Mitleiden zu lesen“, weil er „vor dieser Zeit auch ein Mönch und der rechten unsinnigen, rasenden Papisten einer gewesen sei“. Aus diesen ersten Schriften kann ersehen werden, sagt Luther: „wie viel Artikel ich dem Papst dazumal mit großer Demuth nachgelassen und eingeräumt habe, welche ich hernachmals für die schrecklichsten Gotteslästerungen und Greuel gehalten und verdammt habe und in Ewigkeit gehalten und verdammt will haben. Amen.“

In der Wittenbergischen Ausgabe ist nicht allein keine chronologische Ordnung, sondern die Zeitangaben sind mehrfach ungenau, oft ganz vernachlässigt.



Die in der Jenaischen Ausgabe befolgte chronologische Ordnung hat die Annehmlichkeit, daß man aus der Jahreszahl sofort wissen kann, ob eine Schrift als ganz rein anzusehen sei (etwa vom Jahre 1524 an), oder nicht. Unangenehm ist aber dabei, daß verwandte Materien durch so viele Folianten zerstreut sind, so daß man oft nur mit großer Schwierigkeit dieselben zusammenfinden kann. Jeder Irrthum und Schwankung in der Zeitangabe, und deren sind in Luthers Werken viele, stößt aber die Ordnung der Schriften ganz und gar um. Das zeigt sich in der bedeutenden Umgestaltung, welche jeder Band der Jenaischen Ausgabe bei jeder neuen Auflage erfahren hat. Besonders störend ist dies bei kleineren Schriften, als Briefen, Vorreden und dergleichen, welche nun über das ganze Werk zerstreut sind, in der Wittenbergischen aber einigermaßen bei einander im 9ten und 12ten Bande. Ein Vorzug genauer Zeitfolge (vorausgesetzt, daß die angegebenen Data richtig sind, was aber oft nicht der Fall ist, — über vierzig abweichende Zeitbestimmungen habe ich mir notirt —) ist, daß die Gefahr Duplicate zu bringen sehr vermindert wird. So ist denn auch wirklich nur Ein einziges Duplicat in der ganzen Jenaischen Edition; ein kleines Brieflein an Kurfürst Friedrich, Jen. 2, 354, ist noch einmal gedruckt Jen. 3, 435, veranlaßt durch falsche Zeitangaben. An ersterer Stelle war dies Schreiben ins Jahr 1523 gesetzt, in der zweiten in 1527. Die Erlanger Ausgabe 53, 129 gibt den 28. März 1522. Im Jahre 1525 ist Kurfürst Friedrich bereits gestorben, darum muß das Schreiben vorher abgefaßt sein. Dies sind die Herausgeber auch gewahr geworden und haben dies im Register des 3ten Bandes 1523 daneben gesetzt. In dem Schreiben selbst bezieht sich Luther darauf, daß er aus seinem Patmos bereits in dieser Angelegenheit geschrieben. Am 7. März 1522 ist Luther schon wieder in Wittenberg gewesen. Das Schreiben wird nicht lange nach seiner Rückkehr abgefaßt worden sein, und das Datum der Erlanger Ausgabe wird wohl seine Richtigkeit haben.

Daß das ganze Wormser Edict, Jen. 1, 456, noch einmal abgedruckt ist, Jen. 2, 399 b, in der Schrift: „Zwei kaiserliche uneinige und widerwärtige Gebot Luther anlangend“, list kein eigentliches Duplicat, wiewohl es nicht nöthig gewesen wäre, dasselbe Edict, welches 16 Foliosseiten einnimmt, zweimal in derselben Edition ganz auszudrucken, und ein Hinweis auf den Ort, wo es bereits zu finden war, genügt hätte. Wie die Randglosse im 2ten Bande beweist, sind sich die Herausgeber dessen bewußt gewesen.

Ein anderes scheinbares Duplicat ist Jen. 3, 436 (alter Druck). Diese Schrift steht auch Tom. 2, 509 im neuen Druck, von jener Stelle im dritten Bande in die neue Ausgabe des zweiten gesetzt, als man die irrthümliche Zeitangabe gewahr wurde. Ebenso verhält es sich mit der Vorrede Luthers über das Büchlein: Was von päpstlicher Heiligkeit u. s. w., Jen. 2, 161 (alter Druck) und Jen. 6, 535 (neuer Druck). In der 5ten Edition des

zweiten Bandes fol. 158 ist auf 6, 535 verwiesen. Von eben dieser Schrift ist ein Duplicat in der Wittenberger Ausgabe 9, 156 und 12, 366.

Ein zweites Duplicat in der Wittenberger Ausgabe ist von der Schrift: Bekenntniß des Glaubens Martini Lutheri, Witt. 6, 154 b—158 a. Dies ist nämlich der dritte Theil der Schrift: Bekenntniß Luthers vom Abendmahl Christi. Witt. 2, 237 a bis 240 b. Dieses Duplicat scheint dadurch veranlaßt worden zu sein, daß der erwähnte Abschnitt im „Betbüchlein“ abgedruckt ist, ohne Angabe, woher er entnommen sei.

Ferner, Von der Kirche. Welches die rechte Kirche sei u. s. w., ist doppelt in der Wittenberger Ausgabe, Witt. 7, 553—565 b und 12, 312 b entnommen aus der Schrift: Wider Hans Worst. Dieses Duplicat wird wohl davon herkommen, daß allein dieser Abschnitt ins Lateinische übersetzt ist Witt. lat. VII, 147. Dieser Abschnitt findet sich also dreimal; zweimal deutsch, einmal lateinisch.

Der christliche Trostbrief an die Wittenberger ist auch doppelt: Witt. 3, 63 und 6, 382.

Demnach sind in der ganzen Wittenbergischen Sammlung nur vier Duplicat, wenigstens soviel ich weiß.

Dagegen habe ich in der Wittenbergischen nicht gefunden: Luthers große Vorrede zum großen Katechismus, den Sermon von eigener Gerechtigkeit, die sieben Bußpsalmen in der ersten Ausgabe von 1517, Luthers geistliche Gesänge, Auslegung des 32. Psalms, Visitatoren-Unterricht corrigirt von 1538, und noch etliche wenige Kleinigkeiten.

Diese wenigen Ausstellungen an der ganzen Sammlung sind verschwindend gering, die Sorgfalt der Herausgeber außerordentlich groß und anerkennenswerth, die Correctheit der Jenaischen Ausgabe geradezu bewunderungswürdig. M. Georg Römer, der schon von Luther selbst zur Leitung der Herausgabe seiner Schriften ausersehen war, und dem, wie Amstdorf sagt, „Doctor Martinus, der liebe Mann Gottes, zuvor seine Bücher in Druck zu fertigen, befohlen hatte“, ist deshalb zur Herausgabe der Jenaischen Ausgabe aus Dänemark zurückgerufen worden, und hat dieselbe besorgt. Um diesen Ausspruch nicht für eine überschwängliche Lobhudelei entgegenzunehmen, contrastire man damit das, was ich in dem bereits angeführten Aufsatze im achten Jahrgange von „Lehre und Wehre“ niedergelegt habe, man denke an die fünfhundert Duplicat in den Tischreden, wie oben erwähnt, ja, ich bin im Stande allein in den Briefen der Erlanger Ausgabe fünfzig Duplicat nachzuweisen. Ja, wird man sagen, die Erlanger Ausgabe ist auch so reichhaltig, daß es viel schwerer ist, sich durch die große Zahl der einzelnen Stücke hindurchzuwinden, und deshalb werden leichter Duplicat stehen bleiben, als in einer Ausgabe, welche noch nicht einmal einen Band von Briefen enthält. Darauf ist zu entgegnen: In der Erlanger Ausgabe sind 885 Briefe; davon abgerechnet 50 Duplicat, bleiben 835 Briefe. Die Jenaer Ausgabe hat



wenigstens 224 Briefe durch ihre deutschen Tomos zerstreut, wäre also, so zu sagen, zu 13 Duplicaten in den Briefen berechtigt gewesen, liefert aber nur ein Duplicat in allen Schriften.

Nach dem Plane der Jenaischen Ausgabe sollten keine fremden Schriften aufgenommen werden, auch keine Uebersetzungen. Doch ist man von dieser Bestimmung glücklicherweise vielfach abgegangen und hat, mit gutem Urtheil, eine große Anzahl von anderen Schriften, welche zum besseren Verständnisse der Schriften Luthers dienen, aufgenommen, nämlich 136 Stücke von anderen Verfassern und 70 aus dem Lateinischen übersehte Stücke. Auch der Vorwurf, der häufig gegen die Jenaische Ausgabe erhoben wird, daß sie, wegen Mangels an gegnerischen Schriften, die Schriften Luthers nicht zu ihrem vollen Verständnisse bringe, fällt als ungegründet dahin. Man könnte sogar noch mehrere der fremden, eingeführten Schriften entbehren, z. B. die Augsburgerische Confession, die Apologie der Augsburgerischen Confession, die päpstliche Confutation, die Gegensprüche Tetzels gegen die 95 Thesen Luthers und andere.

Das Zeugniß der Vollständigkeit und Correctheit muß man beiden Ausgaben, der Wittenbergischen und der Jenaischen, geben. Beide werden immer das Fundament bleiben, auf welches sich jede spätere Ausgabe zu stützen hat. Das einzige Wesentliche, worin sie hinter der Erlanger zurückstehen, ist die Sammlung der Briefe, weil erst in den neuesten Zeiten sich viele Archive geöffnet haben, aus denen eine große Anzahl derselben ans Licht gefördert ist.

Während in der Wittenbergischen Ausgabe die genaue Bestimmung der Zeit, wie schon erwähnt, nachlässig behandelt worden ist, hat dagegen die Jenaische, schon wegen ihrer Einrichtung, die größte Sorgfalt darauf verwendet, und an vielen Orten sind Stellen aus Briefen und andere Angaben am Rande hinzugefügt, aus denen die Richtigkeit der Zeitangabe mit unzweifelhafter Gewißheit hervorgeht.

Weil hier, Gott sei Dank, nicht allein Theologen, sondern auch Laien die Werke Luthers fleißig lesen, würde die Bestimmung, welche in der Jenaischen im Ganzen und Großen, und neuerdings in der Erlanger Ausgabe etwas strenger befolgt ist, jede Schrift nur in der Sprache zu bringen, in der sie geschrieben worden ist, nicht zweckmäßig sein, sondern es vernothwendigt sich, daß hiezulande jedes Stück in deutscher Sprache, in guter Uebersetzung, veröffentlicht werde. Luther selbst ist ja darin mit seinem Beispiele im ersten deutschen Bande vorangegangen. Deshalb ist es eine weisliche Bestimmung, daß für unsere Kirche die Walchische Ausgabe, welche alles deutsch enthält, in unserer neuen Ausgabe zum Abdruck gebracht werde, natürlich mit jeder nur möglichen Rücksicht auf Correctheit.

Jemand, der die Wittenbergische oder Jenaische Ausgabe besitzt, sollte daneben die Hauspostille, die Kirchenpostille, bei der Jenaischen

außerdem die Auslegung des ersten Buchs Moses, die Auslegung des Briefes an die Galater, daß der freie Wille nichts sei, die Briefe Luthers, und (natürlich in einer wohlgeordneten und geläuterten Ausgabe) die Tischreden Luthers anschaffen.

Für das Auge sind die alten Ausgaben sehr angenehm. Der schöne, große Druck gestattet auch einem schwachen Auge lange ohne Ermüdung zu lesen. Der Einband dieser alten Werke ist fast unverwüstlich. Die Verschiedenheit der Sprache von der unserer Zeit ist nicht gar groß, und nach kurzer Zeit hat man sich völlig hineingelesen.

Schließlich sei mir noch die Bemerkung erlaubt, daß, weil wir alle Hauptschriften Luthers in den alten Ausgaben bereits haben, bei den neuen Ausgaben das Hauptaugenmerk nicht sowohl darauf gerichtet sein sollte, Neues, bisher Ungedrucktes, zusammenzubringen, als vielmehr das bereits vorhandene Material wohl zu sichten und zu reinigen, damit unsere Ausgabe der Werke Luthers auch so unantastbar werde, wie die beiden ältesten Ausgaben, namentlich die Jenaische, und sie auch bei allen Lutherfreunden in solche Gunst kommen möge, daß sie, Gott gebe es, binnen dreißig Jahren auch ihre fünfte Auflage erlebe.

---

## Weissagung und Erfüllung.

---

Matthäus schließt und krönt sein Evangelium, wie auch die andern Evangelisten, mit der Geschichte des Leidens und Sterbens und der Auferstehung Jesu Christi. Darin gipfelte ja das Werk Christi, daß er sein Leben gab zu einer Erlösung für Viele. Matth. 20, 28. Und gerade auch dieser letzte Theil des Evangeliums St. Matthäi ist mit alttestamentlichen Citaten verwoben. Schon während seiner galiläischen Prophetenwirksamkeit wies Jesus das böse und ehebrecherische Geschlecht seiner Zeit, welches seinen Zeichen und Wundern nicht glaubte, auf das letzte und größte Zeichen, das Zeichen des Propheten Jonas. Matth. 12, 39. 40. 16, 4. „Gleichwie Jonas war drei Tage und drei Nächte in des Wallfisches Bauch, also wird des Menschen Sohn drei Tage und drei Nächte mitten in der Erde sein.“ Insonderheit gab aber der Herr seinen Jüngern in den letzten Wochen und Monden, die er bei ihnen verweilte, eine eingehende Belehrung über den Ausgang, den es mit ihm nehmen sollte. Die Enthauptung Johannis des Täufers bezeichnet einen Wendepunkt in der Geschichte Jesu. Der Tod des Vorläufers mahnte den Herrn an seinen eigenen Tod. „Es ist Elias schon gekommen und sie haben ihn nicht erkannt, sondern haben an ihm gethan, was sie wollten. Also wird auch des Menschen Sohn leiden müssen von ihnen.“ Matth. 17, 12. Seitdem entwich Jesus mit seinen Jüngern in entlegene Orte, in die Wüste, an die Grenzen Sidons und



Thuri, in die Gegend von Cäsarea Philippi, in das Land jenseits des Jordans. Nur hie und da zeigte er sich noch dem Volk. Seine Lehre galt jetzt vornehmlich seinen Jüngern, die sein Werk auf Erden fortsetzen sollten. Diese hatten wohl geglaubt und erkannt und bekannt, daß ihr Meister Christus sei, der Sohn des lebendigen Gottes. Aber daß Christus durch Leiden zu seiner Herrlichkeit eingehen und durch seinen Tod sein Reich auf Erden aufrichten sollte, war ihnen noch verborgen. Eben auf dieses Thema bezog sich nun die letzte Unterweisung des HErrn. Matthäus bemerkt, Kap. 16, 21.: „Von der Zeit an fing Jesus an und zeigte seinen Jüngern, wie er müßte hin gen Jerusalem gehen und viel leiden“ u. s. w. Zu wiederholten Malen verweist der Evangelist Matthäus auf die Weissagung Christi von seinem Leiden, Sterben, Auferstehen und berichtet, daß der HErr im Voraus auch die einzelnen Staffeln und Züge seiner Passion angekündigt habe, seine Verurtheilung, Ueberantwortung, Geißel, Marter, Hohn, Spott, den Kreuzestod. Kap. 16, 21. Kap. 17, 22. Kap. 20, 17—19. Er hebt aber zugleich hervor, daß Christus gelehrt und gezeigt habe, es müßte also geschehen: *δεῖ αὐτὸν πολλὰ παθεῖν*. Kap. 16, 21. Das war der ewige Rath Gottes, von dem schon die Propheten gezeugt haben. Luc. 18, 31. Die Propheten haben die Leiden Christi und die Herrlichkeit hernach schon im Voraus bezeugt (1 Petr. 1, 11.), und die Evangelisten beschreiben nun die Ausführung des Rathes Gottes, die Erfüllung der Weissagung.

Von Kap. 20, 17. an berichtet Matthäus den letzten Aufenthalt Jesu in Jerusalem. Mit dem Bewußtsein und in der Absicht, nun zu leiden und zu sterben, trat der HErr diese letzte Reise an. Kap. 26, 17—19. Ehe aber sein Leiden begann, ließ er sich noch einmal in seiner Stadt und im Tempel zu Jerusalem als Prophet sehen und hören. Er gab sich nochmals klar und deutlich als der Messias Israels zu erkennen und berief sich nachdrücklich auf das Zeugniß der Propheten. Die Erzählung von den letzten Thaten und Reden des HErrn, Matth. 20—22., enthält mehrere gewichtige Prophetenworte. Diese Weissagungen im Verhältniß zu ihrer Erfüllung wollen wir zunächst ansehen.

Sach. 9, 9. und Matth. 21, 1—5.

Als Jesus sich Jerusalem nahte, entsandte er zweien seiner Jünger mit dem Auftrag: „Gehet hin in den Flecken, der vor euch liegt, und bald werdet ihr eine Eselin finden angebunden, und ein Füllen bei ihr; löset sie auf und führet sie zu mir. Und so euch Jemand etwas wird sagen, so sprecht: Der HErr bedarf ihrer, so bald wird er sie euch lassen.“ Im Folgenden, B. 6. u. s. w., wird erzählt, wie die Jünger das thaten, was ihnen befohlen war, und wie der HErr auf dem Eselsfüllen, das hinter der Eselin herging, seinen Einzug in Jerusalem hielt. Dazu bemerkt der Evangelist: „Das geschah aber Alles, auf daß erfüllet würde, das da gesagt ist durch den Propheten, der da spricht: Saget der Tochter Zion: Siehe, dein

König kommt zu dir, sanftmüthig, und reitet auf einem Esel und auf einem Füllen der lastbaren Eselin.“

Wir betrachten zuvörderst das citirte Prophetenwort nach seinem Wortlaut und in seinem Zusammenhang. Das Wort des Propheten Sacharja, Kap. 9, 9., lautet in wörtlicher Uebersetzung also: „Freue dich sehr, Tochter Zion, frohlocke, Tochter Jerusalem! Siehe, dein König wird zu dir kommen, ein Gerechter und der da mit Heil begabt ist, arm und reitend auf einem Esel und zwar auf einem Eselsfüllen, dem Sohn der Eselinnen.“

Offenbar liegt hier eine messianische Weissagung vor. Der König Zions, der Gerechte im absoluten Sinn, der König, dem nach B. 10. auch die Heiden dienen werden, ist nach dem Zusammenhang der alttestamentlichen Prophetie der Messias, der Sohn Davids. Das Volk dieses Königs heisst B. 9. die Tochter Zion, die Tochter Jerusalem, das ist die Bewohnerschaft Jerusalems, die das ganze Volk Israhel repräsentirt. Aber das wahre Israhel ist gemeint oder, wie auch Keil richtig bemerkt, „das geistliche Israhel“, die Gemeinde Gottes, die zu der B. 3—8. beschriebenen Heidentwelt im Gegensatz steht, eben die Gemeinde, die auf die Zukunft des Königs Messias sehnlich wartet und sich dann der Erscheinung des Verheissenen von Herzen freuen wird. Der Prophet fixirt den Moment, da der König zu seinem Volk kommt. Was ist das für ein Kommen?

Die Art und Weise und der Zweck des Abvents des Königs Zions wird B. 9. und 10. genau charakterisirt. Von diesem König sagt der Prophet: מָשִׁיחַ בְּשֵׁם יְהוָה, das heisst: „er ist mit Heil begabt“ und zwar so, daß er das Heil, das er in Händen hat, seinem Volk spendet. Die Uebersetzungen der Septuaginta, der Vulgata und Luthers treffen der Sache nach das Richtige: σωτήρ, salvator, ein Helfer. Der König kommt, um seinem Volk, das nach B. 3—8. von den Heiden gedrückt und geknechtet ist, zu helfen, um sein gefangenes Volk zu erlösen. Er kommt als ein Armer, ἡν, in geringen Geberden, nicht nach der Weise der Könige der Heiden in weltlicher Pracht und Herrlichkeit. Er sucht nichts für sich, arm und gering kommt er zu den Armen und Geringen, um ihnen zu helfen. Die Septuaginta übersetzt πρᾶος, „sanftmüthig“, nicht mit Unrecht; denn der Ausdruck ἡν bezeichnet oft zugleich die Gesinnung und steht gleichbedeutend mit ἡν. Der König ist auch niedrig gesinnt, sein Sinn und Herz neigt sich zu den Armen. Den Armen will er helfen, und die Hülfe, das Heil, welches der Messias seinem Volk bringt, wird nun B. 10. des Näheren beschrieben. Da gibt der Herr durch den Propheten seinem Volk die Versicherung, daß er zu der Zeit Wagen, Rosse, Bogen, alles Kriegsgeräthe aus Jerusalem abthun, also seinem Volk Frieden schaffen werde, und fügt hinzu: „und er wird Frieden sprechen den Heiden, und seine Herrschaft wird sein von Meer zu Meer und vom Strom bis an's Ende der Erde.“ Also der König Zions kommt zu dem Zweck, um in Israhel und unter den Heiden ein Friedensreich aufzurichten. Er kommt, natürlich, um zu bleiben, unter seinem Volk



zu weilen, um als Friedefürst seine aus Israel und den Heidenvölkern gesammelte Gemeinde zu regieren. Also das neutestamentliche Reich der Gnade und des Friedens und der Advent der Gnade, im Unterschied von dem B. 14. in Aussicht gestellten Advent des Gerichts und der Herrlichkeit, ist Thema und Inhalt der vorliegenden Weissagung.

Dieser Beschreibung des Friedensreiches und -regiments Christi ist nun aber B. 9. die Bemerkung eingefügt: „reitend auf einem Esel, und zwar auf einem Füllen, dem Sohn der Eselinnen.“ Die neueren Exegeten fassen das Reiten auf dem Esel als Emblem dieses Königs, als Symbol seiner Herrschaft, die Einen als Symbol der Niedrigkeit (Hengstenberg, Köhler, Reil), die Andern als Symbol des Friedens (Meyer). Daß dieser Zug, der Eselritt, dem Charakter des Advents und des Regiments Christi angepaßt ist, bringt der Zusammenhang mit sich. Und da beide Begriffe, „Niedrigkeit“ und „Friede“, im Zusammenhang liegen, so ist es das Angemessenste, in dem König, der auf einem Esel einherreitet, nicht auf stolzem Roß, nicht auf dem Schlachtroß, sowohl ein Bild der Niedrigkeit, der Sanftmuth, als des Friedens zu erkennen.

Indessen, die Aussage des Propheten geht noch weiter. Er sagt nicht nur, daß der König Zions auf einem Esel reiten werde, sondern fügt hinzu: „und zwar auf einem Eselsfüllen, dem Sohn der Eselinnen.“ Ein Eselsfüllen, welches noch an seine Mutter gewöhnt ist, welches hinter den Eselinnen hergeht, wird sein Reitthier sein. Das ist ein ganz specielles Merkmal, welches mit dem allgemeinen Charakter seiner Zukunft, seines Regiments noch nicht gesetzt und gegeben ist. Wollte der Prophet die Niedrigkeit seines Advents, den Frieden seines Regiments nur durch einen besonderen charakteristischen Zug veranschaulichen, so genügte die Bemerkung: „reitend auf einem Esel“. Mit dem Zusatz: „auf einem Eselsfüllen, dem Sohn der Eselinnen“ markirt er ein ganz singuläres historisches Kennzeichen der Einkehr Christi bei seinem Volk.

Und eben daran knüpft der Evangelist Matthäus an, wo er die Erfüllung jener Weissagung des Propheten Sacharja aufzeigt. Der Herr sagt nach dem Bericht des Matthäus seinen Jüngern ausdrücklich von einem Eselsfüllen, das seiner Mutter noch nicht entwöhnt ist, und bestellt beide Thiere zu seinem Einzug in Jerusalem, die Eselin und das Eselsfüllen. Ebendamit wollte er jenes Prophetenwort erfüllen. Der Absicht des Herrn und der Erzählung des Matthäus zufolge sollte zu der Zeit, da Jesus das letzte Mal in Jerusalem einzog, gerade jene specielle Vorherverkündigung buchstäblich erfüllt werden.

Etliche der neueren Exegeten (Hengstenberg, Köhler, Reil) merken an, daß die Weissagung Sacharias in Christo erfüllt sein würde, auch wenn Christus nicht auf die bezeichnete Weise seinen Einzug in Jerusalem gehalten hätte. Das ist nur theilweise richtig. Man muß in jener Weissagung das Doppelte unterscheiden: die allgemein gehaltene Beschreibung der ge-

ringen Erscheinung und des Friedensregimentes Christi und die specielle Aussage von dem Eselsfüllen und der Eselin. Was der Prophet in ersterer Beziehung vorherverkündigt hat, findet allerdings seine Erfüllung und Bestätigung in der Existenz und Erscheinung der christlichen Kirche. Christus ist gekommen, der Gerechte, in geringen Geberden und hat gerade durch seine Niedrigkeit, durch sein Leiden und Sterben seinem Volk Hülfe und Heil erworben, hat durch die Predigt des Evangeliums dann den Nahen und Fernen, Juden und Heiden Frieden zugesprochen und also sein Reich, die Christenheit, aufgerichtet, und herrscht nun in diesem seinem Volk durch Wort und Geist. Das Einherreiten dagegen auf einem Eselsfüllen, welches der Eselin folgte, ist bei jenem Einzug in Jerusalem sechs Tage vor seinem Tode, und nur damals, zum Effect gekommen. So constatirt der Evangelist Matthäus mit der Bemerkung: „Das alles ist geschehen, damit erfüllt würde, was durch den Propheten gesagt ist“, die Erfüllung jener speciellen singulären Vorherverkündigung, eine Erfüllung, außer der es keine andere gibt. Wir sind nicht benöthigt, mit Vitringa zu Jes. 53, 4. in dem Prophetenwort Sacharjas einen doppelten Sinn, den *sensus literalis* und den *sensus spiritualis* oder *mysticus* zu unterscheiden oder mit den Neueren den „complexen“ Charakter der Weissagung anzuerkennen. Nein, jene Weissagung hat zwei gesonderte Bestandtheile, die allgemeine Aussage von Christo und seinem Reich, und die specielle von dem Eselsfüllen und der Eselin, und jede ist zu ihrer Zeit, in ihrer Weise einmal und eigentlich in Erfüllung gegangen.

Weil Matthäus Kap. 21, 1. ff. eben nur von dem Einzug Jesu in Jerusalem redet und lediglich die Erfüllung jener Specialweissagung aufzeigen will, so läßt er bei Wiedergabe des alttestamentlichen Citats die Worte weg, die hier nichts zur Sache thun und die nur im Allgemeinen den König Zions kennzeichnen, nämlich: „ein Gerechter“ und „ein Helfer“. Er behält dagegen das dritte Epitheton bei, *πραῦς*, da ja gerade auch jener Einzug in Jerusalem ein Beweis der Niedrigkeit und Sanftmuth Jesu war, und legt nun allen Nachdruck auf die letzten Ausdrücke: „reitend auf einem Esel, und zwar auf einem Eselsfüllen, dem Sohn der lastbaren Eselin“. Und um den Jüngern des HErrn aus Israel, aber auch denen aus den Heiden, dieses einzigartige Merkmal recht einzuschärfen und einzuprägen, eröffnet er das Citat aus Sacharja mit einer aus Jes. 62, 11. entnommenen Einleitungsformel, nämlich mit den Worten: „Saget der Tochter Zion“.

Freilich will der Evangelist Matthäus, indem er die Erfüllung jenes einen Bestandtheiles des Prophetenwortes, Sach. 9, 9., nachweist, die Leser seines Evangeliums an jene Weissagung überhaupt erinnert haben. Der HErr selbst wollte, da er das Eselsfüllen sammt der Eselin sich zuführen ließ, nicht nur darthun, daß er Alles, was auf ihn geschrieben war, bis in's Einzelnste erfülle, sondern sein Volk, sonderlich seine Jünger, auch daran



erinnern, daß er der Herr sei, der nach dem Zeugniß des Propheten Sacharja durch seine Erniedrigung ein die Welt umfassendes Friedensreich errichten sollte. Der dort auf einem Eselsfüllen, dem Sohn der lastbaren Eselin, einherreitet, das ist wahrlich der König Zions, der Gerechte, der Helfer, der Arme, der durch seine Armuth und Niedrigkeit, durch sein Leiden und Sterben seinem Volk und den Heiden den wahren Frieden, das vollkommene Heil erwirbt. Dessen sollen wir aus dem Zusammenhalt von Weissagung und Erfüllung gewiß werden.

Das Doppelwort, Sach. 9, 9. und Matth. 21, 1—5., ist charakteristisch für das rechte Verständniß von Weissagung und Erfüllung. Die Weissagung ist wahrlich nicht aus dem eigenen Willen der Propheten hervorgegangen. Nie und nimmer wäre ein Prophet bei der Beschreibung des Reiches Christi, wenn er nach seinem eigenen Geist die Merkmale der Niedrigkeit und des Friedens hätte veranschaulichen wollen, darauf verfallen, gerade des Eselsfüllens und der Eselin zu gedenken. Nein, solche Specialweissagungen beweisen auf das schlagendste die Autorschaft des Heiligen Geistes, welcher den heiligen Menschen Gottes gar manche Worte in den Sinn und in die Feder gab, die sie selbst noch nicht verstanden. Und Jesus von Nazareth ist wahrhaftig Christus, der Herr, insofern er keines der kleinsten Worte, die von ihm gesagt waren, übersehen und bei Seite gelassen, sondern Alles pünktlich zu seiner Zeit erfüllt, zur rechten Zeit auch des Eselsfüllens und der Eselin, die für ihn bereit standen, gedacht hat. Wir thun wohl daran, wenn wir auf jedes Wort der Schrift pochen und trogen und Christo, dem Herrn, der uns den Frieden gebracht, trotz seiner geringen Geberden unbedingt vertrauen.

Ps. 118, 26. und Matth. 21, 9.

Ps. 118, 22. 23. und Matth. 21, 42—44.

Als Jesus, die Weissagung erfüllend, auf dem Eselsfüllen in seine Stadt einzog, da breitete viel Volks die Kleider auf den Weg, die Andern hieben Zweige von den Bäumen und streuten sie auf den Weg. Das Volk aber, das vorging und nachfolgte, schrie und sprach: „Hosianna, dem Sohn Davids“, das ist: Glück und Heil dem Sohn Davids, dem König Messias. „Hosianna in der Höhe!“ das ist: das Heil, das im Himmel ist, Glück und Heil von Gott dem Höchsten komme auf das Haupt des Sohnes Davids! Der Hosiannaruf, mit welchem das Volk seinen König und Messias begrüßte, war dem 118. Psalm entnommen. Aus eben diesem Psalm führte das jubelnde Volk aber auch noch die andern Worte ein: „Gelobet sei, der da kommt im Namen des Herrn!“ Es kann kein Zweifel sein, daß das Volk in dem, „der da kommt im Namen des Herrn“, den verheißenen Messias, den Sohn Davids erblickte und jenes Psalmwort, Ps. 118, 26., auf Christum deutete, wie es schon die Synagoge gethan hatte. Vom Geist

Gottes momentan ergriffen, gab das Volk Israel seinem Herrn und König, ehe es ihn an das Kreuz schlug, die gebührende Ehre.

Christus nahm diese Ehre an und bestätigte bald hernach auch ausdrücklich jene Verwendung des 118. Psalms. In seiner letzten Unterredung mit den Hohenpriestern und Ältesten des Volks verwies er auf das Wort der Schrift: „Habt ihr nie gelesen in der Schrift: Der Stein, den die Bauleute verworfen haben, der ist zum Eckstein geworden; von dem Herrn ist das geschehen, und es ist wunderbarlich vor unsern Augen?“ Ps. 118, 22. 23. Dieses Wort bezieht er auf seine Person, auf den Sohn des Hausvaters, den die bösen Weingärtner tödten, wie er in dem Gleichniß, Kap. 21, 33—41., ausführt. Er selbst, Christus, ist der Stein, den die Bauleute verwerfen, der Sohn des Vaters, der von seinem eigenen Volk und dessen Obersten zum Tod überantwortet wird. Aber eben dieser Stein wird, nachdem er verworfen ist, zum Eckstein. Christus, der Gekreuzigte, wird von Gott erhöht und zum Grund- und Eckstein gemacht, auf welchem sich der heilige Bau der Kirche erhebt. Das Reich Gottes wird von den Juden genommen, die Christum von sich gestoßen, und den Heiden gegeben. Matth. 21, 43. Daß jene Weissagung des Psalmisten auf den Messias gehe, setzt Christus hier als ganz bekannt voraus, indem er die Obersten der Juden an das Geschick und Gericht erinnert, welches die Christusverächter auf sich laden. Nach der Analogie der alttestamentlichen Prophetie, nach der Parallele Jes. 28, 16.: „Siehe, ich bin's, der gegründet in Zion einen Stein, einen Stein der Bewährung, einen köstlichen Eckstein wohlgegründeter Gründung — wer da glaubt, wird nicht wanken“, kann die Aussage von dem von den Bauleuten verworfenen Eckstein gar nicht anders verstanden werden, als von dem Sohn Davids, dem König und Messias Israels. Der messianische Inhalt des 118. Psalms springt auch jedem vorurtheilslosen Schriftforscher, jedem einfältigen Bibelleser von selbst in die Augen.

Die moderne Schriftauslegung, die sogenannte wissenschaftliche Kritik, wird gerade an dieser Weissagung und ihrer Erfüllung, an jenem „Eckstein“, jämmerlich zu Schanden. Die Neueren, auch Delitzsch, Hengstenberg, Keil, fassen den 118. Psalm als ein gewöhnliches Loblied, das bei Grundlegung des nachexilischen Tempels oder bei der Tempelweihe gedichtet und gesungen sei. Den Stein, der erst verworfen, dann zum Eckstein geworden, deuten sie auf die glückliche Vollendung des kümmerlich begonnenen Tempelbaues oder auf das von dem Druck der Heiden befreite Volk Israel. Dem entsprechend muß sich der Herr, „der da kommt im Namen des Herrn“, zu einem Chor levitischer Priester, der in den Tempel einzieht, degradiren lassen. Solche Wissenschaft und Kritik ist bodenlose Willkür. Jene geschichtlichen Beziehungen sind reinweg errathen und gemuthmaßt. Freilich der Text selbst ist zu gewaltig und die Deutung des Neuen Testaments zu unmißverständlich, als daß man es wagen könnte, Christum gänzlich aus dieser Schriftstelle auszumerzen. Aber wie helfen sich nun jene Interpre-



ten? Delitzsch bemerkt, daß der messianische Sinn von Vers 22. des 118. Psalms darin seine Berechtigung habe, daß die Geschichte Israels sich in der Geschichte Christi gipfelhaft recapitulire. Keil schreibt: „Da der Tempel das Centrum des alttestamentlichen Gottesreiches bildete, so konnte die Gemeinde in dem durch Gottes Gnadenbeistand vollendeten Bau desselben auch eine Erfüllung der Weissagung Jes. 28, 16. erkennen.“ Das ist wissenschaftlicher Schwindel und Betrug. Das ist ein unsinniges, frivoles Spiel mit Worten und Begriffen. Also der Serubabelsche Tempel, das von der Knechtschaft der Heiden befreite Israel und Christus, der Gezeugte und Auferstandene, soll im Grund Ein Ding sein, Ein Begriff! Jener Stein und Eckstein im Psalm bedeutet das Eine sowohl, als das Andere! Die Annahme einer „indirecten“ Weissagung verdeckt nur schlecht diese hohle Sophisterei.

Nein, Christus, der Herr, der Sohn Davids, der ist's, und er allein, „der da kommt im Namen des Herrn“, der ist der „Eckstein“ und kein anderer. Christus hat sich vor seinem Ende seinem Volk und gerade auch seinen tödlichsten Feinden, den Obersten des Volks, nochmals als der bezeugt, der da kommen sollte. Er kommt, er ist gekommen im Namen des Herrn. Freilich Viele verachten und verwerfen ihn und ärgern sich an ihm. Andere singen ihm ein heuchlerisches Hosanna. Aber der Stein, den die Bauleute verworfen haben, ist zum Eckstein geworden. Er, der König, Davids Sohn, hat ein Volk, das ihm willig dient und mit reinem Herzen Hosanna singt. Die Kirche, die auf diesem Felsen gebaut ist, steht fest und unbeweglich. Wohl Allen, die auf ihn trauen! „Wer aber auf diesen Stein fällt, der wird zerschellen; auf welchen aber er fällt, den wird er zermalmen.“ Matth. 21, 44.

Pf. 8, 3. und Matth. 21, 16.

Pf. 110, 1. und Matth. 22, 43—46.

Christus hat bis zuletzt, auch da er dem Tod entgegenging, der alle Hoffnung der Gläubigen in Israel zu vereiteln schien, von sich selbst Zeugniß gegeben, daß er der sei, von dem die Schrift sage, des Menschen Sohn und Gottes Sohn. Er zieht den 8. Psalm, der von des Menschen Sohn handelt, auf seine Person, indem er das Hosanna der Kinder im Tempel annimmt und dieses Recht mit dem Worte des Psalmisten: „Aus dem Mund der Unmündigen und Säuglinge hast du dir ein Lob, oder eine Macht, zugerichtet“, begründet. Matth. 21, 16. Wir bleiben der neuern Kritik zum Trotz, welche den 8. Psalm schon längst aus der Reihe der messianischen Weissagungen gestrichen hat, bei der Auslegung Christi. Christus beweist seinen Feinden aus den klaren, unzweideutigen Worten des 110. Psalms: „der Herr hat gesagt zu meinem Herrn“, daß er nicht nur Davids Sohn, sondern auch Davids Herr sei, ja, mit Gott, dem Herrn,

auf gleicher Stufe stehe. Matth. 22, 43—46. Diesen Christus, der bis in den Tod hinein von sich selber gezeugt hat, dem die ganze Schrift Zeugniß gibt, wahren Menschen und wahren Gott, bekennen auch wir mit David und allen gläubigen Seelen aller Zeiten als unsern HErrn.

Zwei Aussprüche des HErrn aus seinen letzten Reden, die er gleichfalls durch alttestamentliche Gottesworte bekräftigt, beziehen sich auf das Ende der Dinge. Wir lassen dieselben sofort folgen.

### 2 Mos. 3, 6. und Matth. 22, 31. 32.

Nachdem der HErr den Hohenpriestern, den Pharisäern und Herodianern das Maul gestopft hatte, traten die Sadducäer hinzu, ihn zu versuchen. Diese glaubten an keine Auferstehung und hielten Jesu jene verfängliche Geschichte vor von dem Weib, das sieben Männer gehabt. Nachdem der HErr zuerst über das „Wie“ der Auferstehung sich geäußert und an die Kraft Gottes erinnert hatte, bewies er, daß die Todten auferstehen, aus der Schrift des Alten Testaments. Er spricht: „Betreffs der Auferstehung der Todten aber, habt ihr nicht gelesen, was euch gesagt ist von Gott, der da spricht: Ich bin der Gott Abrahams, und der Gott Isaaks, und der Gott Jakobs? Gott ist nicht ein Gott der Todten, sondern der Lebendigen.“ Er beruft sich auf das Gotteswort, das Mose bei seiner Berufung aus dem brennenden Busch vernommen hatte, das aber in und mit Mose dem ganzen Israel, auch den Sadducäern, „euch“, gesagt war, 2 Mos. 3, 6.

Aus der Selbstbenennung Gottes: „Ich bin der Gott Abrahams, der Gott Isaaks und der Gott Jakobs“, zieht der HErr zunächst den Schluß, daß also Abraham, Isaak, Jakob, die frommen Väter, vor Gott leben, fintemal Gott ein Gott der Lebendigen und nicht der Todten sei. Gott ist und hat das Leben in sich selber, und wenn nun der lebendige Gott sich armer, sterblicher Menschen annimmt, sich zu Menschen in Verhältniß, mit Menschen in Gemeinschaft setzt, so daß er ihr Gott ist und diese ihn ihren Gott nennen, so gibt er diesen Menschen ebendamit Antheil an dem Leben, das er selber hat und das durch den Tod nicht berührt und versehrt wird. Menschen, die wie Abraham, Isaak, Jakob, in ihrem Leben an Gott, den wahrhaftigen Gott geglaubt, die während ihres irdischen Wandels, wie jene frommen Väter, vor Gott und mit Gott gewandelt haben, denen der lebendige Gott sich mannigfach bezeugt hat, leben nun auch, wenn sie gestorben sind, in Gott und vor Gott.

Aber mit diesem Leben der Todten ist nun eo ipso auch die Auferstehung der Todten gesetzt und gegeben. Nachdem Christus dargethan, daß Abraham, Isaak, Jakob Gott leben, ist er mit seiner Beweisführung, durch die er den Artikel von der Todtenauferstehung erhärten will, schon am Ende. Daß die Todten nach dem Tode noch leben, Gott leben, und daß



die Todten auferstehen, sind ihm identische Aussagen. Auch sonst richtet die Schrift den Blick, die Hoffnung der Gläubigen stets auf jenes letzte, große Ziel, die Auferstehung der Todten, die bei der Wiederkunft des HErrn eintritt. An „die Auferstehung der Todten“ knüpft sie „das ewige Leben“. Das bekannte rationalistische Dogma „von der Unsterblichkeit der Seelen“ wird, so gewiß die Seelen unsterblich sind, doch nirgends in der Schrift näher erörtert. Wir sollen Christo und der Schrift zufolge über den Zustand der Seelen zwischen Tod und Auferstehung nicht viel speculiren, sondern mit der Hoffnung auf die Auferstehung der Todten in den Tod gehen. Das ist wahres, menschenwürdiges Leben, dazu der Mensch ursprünglich erschaffen ward, daß Leib und Seele sich freuen in dem lebendigen Gott. In dieses Leben gehen die Frommen ein, die in dem HErrn sterben. „Auferstehung“ und „Leben“, „das ewige Leben“: das ist das Ende des Glaubens. „Der Seelen Seligkeit“ liegt innerhalb, nicht außerhalb dieser Sphäre.

Wir unsererseits würden etwa den Sadducäern, wenn wir sie mit der Schrift des Alten Testaments hätten widerlegen sollen, andere Stellen der Bibel in Erinnerung gebracht haben, wie Jes. 26, 19. Ezech. 37, 3. ff. Dan. 12, 2. Hiob 19, 25—27. Christus greift weiter zurück, in die Bücher Mose, um zu bezeugen, daß die Gläubigen von Anfang an die Verheißung von der Auferstehung der Todten gehört und geglaubt haben. Christus beruft sich, zum Beweis des Artikels von der Auferstehung, auf den Fundamentalartikel De Deo. Das ist der wahre, lebendige Gott, der sich von Anfang an den Vätern offenbart hat, der Gott Abrahams, der Gott Isaaks, der Gott Jakobs. So bekannt, so gäng und gebe nun in Israel dieser Name Gottes war, so bekannt und verbreitet war auch der Artikel von der Auferstehung der Todten. Indem Gott, der lebendige Gott, sich von Anfang an Israel und den Vätern offenbarte, hat er ihnen ebendamt zugleich die Aussicht auf das ewige Leben eröffnet. Mit dem Glauben an Gott, den wahren Gott, war und ist die Hoffnung auf die Auferstehung der Todten und ein ewiges Leben unzertrennlich verbunden. Wer die Auferstehung leugnet, der kennet Gott nicht, der leugnet den lebendigen Gott. Das will der HErr den Sadducäern und allen sadducäisch Gesinnten mit seiner eigenthümlichen Beweisführung darthun.

Die neueren Exegeten, und auch sogenannte positive Theologen, wie Delitzsch, lehren bekanntlich, daß das Glaubensbewußtsein der alttestamentlichen Frommen auf das Diesseits beschränkt gewesen, daß das Jenseits, von einigen flüchtigen Lichtblicken abgesehen, ihnen verschlossen geblieben sei, daß sich erst im Neuen Testament, nach Christi Tod und Auferstehung, der Glaube zu jener Höhe der Auferstehungshoffnung, der Hoffnung des ewigen Lebens emporgeschwungen habe. Diese Theologen „wissen die Schrift nicht“, Matth. 22, 29., so wenig wie die Sadducäer. Sie verkehren und fälschen das Neue Testament, so gut wie das Alte. Denn die Be-

weisführung Christi in unserem Text läuft ihnen zufolge auf einen Trugschluß hinaus. Sie verstehen nicht die Kraft Gottes. Wenn der Artikel von der Todtenauferstehung in's Schwanken geräth, dann weichen alle Fundamente des christlichen Glaubens, auch der Glaube an den lebendigen Gott. Gewiß, wer die Auferstehung der Todten nicht deshalb glaubt, weil es von Gott ihm gesagt ist, weil Gott dies von Anfang an den Menschenkindern offenbaret hat, wer die Auferstehungshoffnung aus dem Proceß des Glaubenslebens, aus der Entwicklung menschlichen Denkens und Wollens nach und nach hervorgehen läßt, dessen Glaube und dessen Hoffnung ist ein bloßer Wahn und erlischt angesichts der Schrecken des Todes, der stirbt, wenn er nicht zuletzt noch an das Wort sich anklammert, wie es lautet, wie es von Gott gesagt, von Christo bestätigt ist, ohne Trost und ohne Gott dahin und bleibt im Tode. Gott bewahre uns vor der alten und neuen Weisheit der Sadducäer!

Dan. 9, 23—27. und Matth. 24, 15.

Als der HErr, nach jenen letzten Unterredungen mit seinen Feinden, vom Tempel hinwegging, weissagte er seinen Jüngern die Zerstörung des Tempels und der Stadt Jerusalem und das Ende der Welt und gab im Einzelnen die Zeichen an, die das Ende andeuten. Matth. 24. Die Zeichen seiner Zukunft und des Endes der Welt sind diese: Krieg, Kriegsgeschrei, Empörung und sonstige große Schrecken, Pestilenz, Theurung, Erdbeben, Christenverfolgung, falsche Propheten, allgemeiner Abfall, die Verkündigung des Evangeliums in der ganzen Welt. Wo er die letzte und schwerste Trübsal beschreibt, auf welche die Erscheinung des Menschensohnes unmittelbar folgen wird, macht er insonderheit auf ein Zeichen aufmerksam, den Greuel der Verwüstung, indem er zugleich den Seinen die Pflicht einschärft, die Stätte, an welcher dieser Greuel sichtbar wird, zu fliehen und zu verlassen. Der HErr läßt sich nicht auf eine genaue Schilderung dieses letzten Greuels ein, sondern verweist statt dessen auf das Wort des Propheten Daniel, welcher hierüber genügenden Aufschluß gibt. „Wenn ihr nun sehen werdet den Greuel der Verwüstung, davon gesagt ist durch den Propheten Daniel, der da stehet an heiliger Stätte (wer das liest, der merke darauf!), alsdann fliehe“ u. s. w. Matth. 24, 15. Christus ermahnt uns also, die Weissagung Daniels genau zu prüfen.

Jene Prophetie Daniels ist eine Offenbarung, die Daniel im ersten Jahr des Mederkönigs Darius von Gott empfing. Da der Mann Gottes darum bekümmert war, daß die Stadt Jerusalem auch noch nach der Zerstörung Babels, nach der Aufrichtung des medo-persischen Weltreiches in Trümmern liegen blieb, da brachte ihm der Engel Gabriel eine Botschaft, welche sich auf die Zukunft des Volkes Gottes bezog. Die Worte des Engels lauten in wörtlicher Uebersetzung also: „Siebenzig Wochen sind bestimmt über dein Volk und über deine heilige Stadt, bis daß die Missethat



vollenendet und die Sünde versiegelt und die Schuld vergeben und eine ewige Gerechtigkeit herbeigebracht, und die Weissagung und Prophezeiung erfüllt und das Allerheiligste gesalbt werde. So merke denn und verstehe: Von der Zeit an, da der Befehl ausgeht, daß Jerusalem wieder gebaut werde, bis auf Christum, den Fürsten, sind sieben Wochen. Und zwei und sechzig Wochen lang wird Straße und Gasse wiederum gebaut werden, und zwar im Drang der Zeiten. Und nach den zwei und sechzig Wochen wird Christus ausgerottet werden und ihm kein Raum mehr sein, und die heilige Stadt wird verderben das Volk eines Fürsten, der da kommt, und dessen Ende in der Fluth sein wird, und bis zum Ende wird Krieg sein und Verwüstung, wie sie beschlossen ist. Und er wird den Bund Vielen stärken eine Woche lang; und in der einen Hälfte der Woche wird er abthun Schlachtopfer und Speisopfer, und auf Fittigen von Götzenopfergreueln wird der Verwüster einherfahren, und zwar bis dahin, daß das beschlossene Ende über den Verwüster herabtrieft.“ Dan. 9, 23—27.

Diese Offenbarung Gottes umspannt also einen Zeitraum von siebenzig Wochen. Man hat hier nun von Alters her mit Zahlen gerechnet, die Wochen als Jahrwochen gefaßt, und 70 Jahrwochen oder 490 Jahre zwischen den Wiederaufbau Jerusalems und die Erscheinung Christi eingeschoben. Aber dieses Rechenexempel stimmt weder mit der Weissagung, nach welcher nur sieben Wochen bis auf Christum, den Fürsten, vergehen sollen, noch mit der Geschichte; denn die Rückkehr der Juden aus dem Exil fällt in das Jahr 536 vor Christi Geburt. Rein, die „siebenzig Wochen“ sind eine ideale Zahl, entsprechend der Zahl der Jahre, die Jerusalem nach der Weissagung des Propheten Jeremias wüste liegen sollte, Dan. 9, 2., eine Zahl, welche die Weltzeit von dem Wiederaufbau Jerusalems bis an das Ende der Zeiten umfaßt. Der Kap. 9, 24. gekennzeichnete terminus ad quem der siebenzig Wochen ist die Vollendung des Reiches Gottes. Erst am letzten Ende wird die Sünde gänzlich abgethan, verschlossen und versiegelt und eine ewige Gerechtigkeit factisch hergestellt sein. Dann wird das Allerheiligste, der neue Tempel, den auch Ezechiel im Geist geschaut hat, gesalbt und geweiht werden. Da erscheint die Kirche Gottes in ihrer Vollendung. Die siebenzig Wochen, welche bis dahin vergehen sollen, zerfallen in drei Perioden. Die erste Periode, welche die ersten sieben Wochen umfaßt, währt von dem Wiederaufbau der Stadt Jerusalem „bis auf Christum, den Fürsten“, also bis zu der Erscheinung Christi. Während der folgenden, bedeutend längeren Periode, welche 62 Wochen in sich begreift, wird die Stadt Jerusalem, und zwar, da ja die Zeit nach Christo beschrieben wird, das neutestamentliche Jerusalem, die christliche Kirche aufgebaut und ausgebaut, doch „im Drang der Zeiten“, unter viel Kreuz und Leiden. Die Trübsal erreicht aber ihren Höhepunkt in der dritten Periode, in der letzten Woche. Da kommt der Fürst eines Volkes, ein Verwüster, der das Heiligthum verstört, Viele in den Bund der Gottlosigkeit hineinzieht und

von Gott abwendet, ja, der Christum, den in der Kirche gegenwärtigen, so viel an ihm ist, ausrottet, so daß er keinen Raum mehr auf Erden hat. Am schlimmsten wird es in der einen Hälfte der letzten Woche stehen, in welcher jener Feind Gottes und seines Volks das Opfer, den rechten Gottesdienst, ganz abthun, und statt dessen Gözenopfergreuel an heiliger Stätte aufrichten wird. Dadurch offenbart er sich am grellsten als „der Verwüster“. Das ist der Gipfel der Verwüstung. Doch da hier nur der einen Hälfte der Woche gedacht ist, so ist zugleich indicirt, daß in der zweiten Hälfte der letzten Woche eine Aenderung und Besserung eintritt und der rechte Gottesdienst wieder aufgerichtet wird, freilich nur theilweise, denn der Verwüster bleibt bis an das Ende, bis daß das beschlossene Ende, eine Gerichtsfluth, über ihn niederträuft. Wir fügen noch hinzu, daß nach Dan. 7, 7. 8. dieser letzte Feind Gottes und seines Volks aus der vierten Weltmonarchie, dem römischen Weltreich, hervorgehen soll. Summa: der Antichrist, der römische Antichrist, wird von dem Propheten Daniel auf das deutlichste vor Augen gestellt und zugleich darauf hingewiesen, daß in der letzten Zeit, die das Zeichen des Antichrists trägt, an dem Ende der letzten Woche der wahre Gottesdienst noch einmal auf Erden hergestellt, aus dem Greuel der Verwüstung sich hervorheben wird. Wer Augen hat, zu sehen, der sieht und versteht die Worte des Propheten Daniel. Die neueren „Lutheraner“, welche durchaus den römischen Antichrist als solchen nicht anerkennen wollen, haben verschlossene Augen und Ohren.

Christus, der Herr, hat die Weissagung Daniels, die keiner weiteren Erläuterung bedarf, nachdrücklich bestätigt und sonderlich die Gläubigen der letzten Tage, um sie vor dem letzten Betrug zu warnen und zu bewahren, an dieses bedeutsame Vorzeichen des Endes der Welt, den Greuel der Verwüstung, im Voraus erinnert. Wir leben in der Zeit, davon der Prophet Daniel gesagt hat, wir sehen den Greuel der Verwüstung an heiliger Stätte stehen und freuen uns zugleich des lautern Evangeliums, das vor dem Ende noch einmal aufleuchten sollte, und die Erfüllung der Doppelweissagung Daniels und Christi, die vor Augen liegt, macht uns dessen um so gewisser, daß wir ein festes prophetisches Wort haben und daß wir wohl thun, so wir darauf achten.

G. St.

---

(Gefesandt.)

## Einige Blicke in die papistische Missionspraxis.

---

(Schluß.)

Welch eine besondere Handreichung zu dieser Substituierung thut darum der römische Bilderdienst! Da nach dem eigenen Geständniß der Herren Jesuiten die Statuen der Papisten sich von den Gözenfiguren, „denen die Katechumenen bisher ihre Ehrfurcht erwiesen, zu wenig unter-



scheiden und daher leicht zum Fallstrick werden könnten“, so hat zwar ein in China arbeitender Missionar dringend um Zusendung von Bildern, gleichwohl aber geschah es mit dem Bemerken, daß er dieselben als „Ersatz für die Götzenfiguren“ verwenden wolle. Weil man aber sich zu trösten sucht, daß die Bilder die alten Götzenstatuen verdrängten, ohne daß sie die Neophyten in Versuchung führten (?) „auf sie die abgöttische Verehrung zu übertragen, die sie früher für ihre Götzen hegten“, so weist Dr. Warneke auf die massenhaften Beispiele der Verwendungs der Statuen in der römischen Mission hin, zugleich zu weiterer Begründung seiner Behauptung, daß das den Heiden gebrachte römische Christenthum ein vielfach bloß „übertünchtes Heidenthum“ sei. Aus den von ihm herausgegriffenen eclatanten Beispielen sei hier nur eines vorgeführt und zwar das, welches die Substituierungsmethode zeigt, wie sie auch durch die Bilder systematisch betrieben wird. Im Jahre 1876 berichtete der in China missionirende Jesuit Octave an seine Oberen in Europa: „Jedesmal, wenn eine neue Familie sich zum Katechumenat meldet, wird meine Freude getrübt durch die Worte: Pater, geben Sie uns Bilder, um durch sie die Götzenfiguren zu ersetzen, welche wir bisher angebetet haben.“ Man denkt, der Pater ist schmerzlich berührt durch den Mangel an christlichem Verständniß bei seinen Katechumenen; aber ganz im Gegentheil: es thut ihm leid, daß ihm die Bilder fehlen, um den gewünschten Tausch zu realisiren. Denn also fährt er fort: „Ich bin dann in einer nicht geringen Schwierigkeit, da es mir unmöglich ist, allen Bitten zu willfahren. Denn jede Familie begehrt ein Bild für sich und zwar ein hübsch großes und buntes, und ohne einen solchen Stellvertreter entschließen sich die angehenden Katechumenen nur schwer dazu, die Götzen zu entfernen. Thun Sie daher Ihr Möglichstes, um mir einen reichen Vorrath zu schicken; Sie können mir kaum einen größeren Dienst leisten.“ Deutlicher kann doch die Ersetzung der heidnischen Götzenfiguren durch römische Bilder nicht ausgesprochen werden!

Mit Recht und mit Nutzen kann man ja in der Mission von den biblischen Bildern einen pädagogisch-didactischen Gebrauch machen, wie es in der protestantischen Mission vielfach geschieht. Auch die papistische Mission macht einen solchen, allein wieder auf ihre Art. So führten z. B. die Jesuiten einst bei den hiesigen Indianern ein Kartenspiel mit heiligen Bildern ein. Auf den einzelnen Karten waren die Sacramente, die Haupttugenden, die kirchlichen Gebote, die Todsünden, das Gewissen u. „sinnbildlich bezeichnet“. „So lernen unsere Wilden im Spiel selig werden.“ Die Missionare nannten dies Spiel *du point au point* und die Profesen waren ganz darauf veressen. Man empfahl es auch den Priestern in Frankreich bei ihren Bauern als eine passende Sonntagsunterhaltung. Wie nun aber dieser didactische Gebrauch der Bilder hinter dem kulturellen weit zurück steht, und man den Bilderdienst überhaupt grundsätzlich ein-

führte, um die heidnischen Anschauungen und Gewohnheiten leise umzubiegen, zeigt folgende rückhaltslose jesuitische Erklärung aus früherer Zeit: „Wir lassen sie (die Indianer) den Gegenstand der Verehrung wechseln und die Anrufungen und Gebete an den wahren Gott (resp. an Maria und die Heiligen) richten, welche sie zuvor bei ihren Opfern gebrauchten.“

Daß sich aus solcher Substituirtungs-Methode die abgöttischste Bilder- verehrung ergab, ist natürlich, wird jedoch gleichfalls von Dr. Warned illustriert. So wurden z. B. in Japan die Bilder Buddhas in Bilder Christi, die der buddhistischen Heiligen in solche der papistischen umgewandelt und in Indien nimmt bei den, den heidnischen ganz nachgebildeten römischen Prozessionen die Maria die Stelle irgend eines indischen Götzen ein. „Und so ist es“, versichert Warned, „auf sämtlichen Missionsgebieten, in der neuesten wie in der älteren Zeit: die Substituirtung ist kirchlich sanctionirtes Gesetz.“

Ja, man begnügt sich nicht, diese Umwandlungs- resp. Substituirtungs-Methode auf die Bilder anzuwenden. So wurde in Madura der Gebrauch des heidnischen Prozessionswagens in die römische Prozessionsfeier aufgenommen. Es genüge, aus der Schilderung dieser ganz und gar heidnischen Charakter tragenden Feierlichkeit wenigstens den Anfang herzusetzen. Der Jesuit Bekmann schreibt: „In Madura ist der heilige Bartholomäus, dessen Fest am Tage vorher gefeiert worden war, Kirchenpatron. Zur Feier eines solchen Patronatsfestes aber gehören besonders zwei Dinge, eine großartige Prozession und ein religiöses Schauspiel. Mittelpunkt und Hauptzierde der Prozession ist ein kolossaler Wagen, auf welchem die Statue des Heiligen thront. Die Sitte, einen solchen Wagen in der Prozession herumzufahren, ist dem Heidenthum entlehnt. Bei einer jeden Pagode sieht man nämlich deren einen oder mehrere. Auf den Achsen des Wagens steht eine stumpfe Pyramide — ganz nach Art der Tempel selbst gebaut — auf welche der Götze, meist eine ziemlich kolossale Figur, gestellt und an bestimmten Festen herumgeführt wird. Er wird von Menschen, d. h. natürlich von einer ganzen Menge von Menschen, gezogen. Da es nun nicht die Aufgabe der Missionare ist, den Indern jene Gebräuche zu nehmen, die an sich nicht heidnisch sind — die Missionare wollen ja die Eingebornen nicht zu europäischen, sondern zu indischen Christen heranbilden — so haben sie ihnen auch den Wagen, ohne welchen die Inder sich keine Prozession denken können, gelassen und denselben christianisirt.“ Hierauf folgt die Beschreibung dieses christianisirten Wagens und sodann des „religiösen Schauspiels“, dessen Gegenstand diesmal die Geschichte des heiligen Antonius war; da jedoch die Darsteller dem geschichtlichen (?) Stoff „ihre eigenen Phantasieen und Dichtungen hinzufügen“, so „mag es denn leicht kommen, daß nicht alles,

was sie vortragen, fromm und erbaulich oder auch nur anständig und geziemend genug ist“. Doch, warum sollte man nicht „die guten Leute gewähren lassen“, da sie „die heiligen Sacramente empfangen, und, bevor sie ihr Spiel beginnen, zum Missionar gehen und seinen Segen sich holen“? Uebrigens thut es bei der Prozession einmal auch ein nicht „christianisirter“ Wagen. In derselben Nummer der „Kathol. Missionen“ von 1874 erzählt Dubois, daß einmal geradezu „der Gözenthurm des Dschaggernat zur Feier eines christlichen (?) Festes gebraucht“ worden sei.

Hierher gehört auch, daß in China ein von den Heiden heilig gehaltenes Berg, auf dem verschiedene Götzen verehrt zu werden pflegen, in einen Wallfahrtsort Mariahilf verwandelt wird, wie die „Kath. Missionen“ 1874 „sehr umständlich und mit großer Genugthuung erzählen“; ferner, daß an Stelle der Amulette und sonstiger Zaubermittel man den Leuten Medaillen gibt, sie das Krucifix küssen läßt oder Prozessionen veranstaltet, an welchen auch Heiden und Muhammedaner theilnehmen, welche, wie es Jahrb. 1864 heißt, „ohne Zweifel dieser religiösen Feier eine ähnliche unfehlbare Kraft zuschreiben, wie ihren eigenen abergläubischen Gebräuchen“. —

Seine Darlegung und Illustration dieser Substituirtungs-Methode schließt Dr. Warnock folgendermaßen: „Bei solcher Missionsmethode ist es freilich nicht verwunderlich, wenn das durch sie gepflanzte Scheinchristenthum sofort wieder als nacktes Heidenthum sich entpuppt, sobald die sogenannten Christen sich selbst überlassen sind; wenn die Amazonen des Königs von Dahome die Kruzifixe als Fetische um den Hals tragen, die einst die Portugiesen ins Land gebracht; wenn am Kongo „die Kruzifixe, Weihrauchsfässer, silbernen Kelche, Statuen, Meßbücher, Glocken und heiligen Gewänder, welche die Kapuziner bei ihrer Abreise zurückgelassen haben“, zu puren Fetischen geworden sind; wenn in Elmira Marienfeste mit „viel Fetischdienst, Spektakel, Tanzen und vielleicht auch Trinkgelagen“ gefeiert werden, wenn die südamerikanischen Indianer „den Kelch anbeten“; wenn in Tongking die Hostie Befehrungeu bewirkt — kurz, wenn das römische Christenthum zu einer magischen Zaubermacht herabsinkt und thatsächlich nichts anderes als ein übertünchtes Heidenthum ist! Wir haben in der Aufzählung von einzelnen Beispielen Maß halten müssen; die römischen Quellen liefern sie zu Hunderten. Jedenfalls reichen die mitgetheilten aus, um die Behauptung für bewiesen achten zu dürfen, daß die römische Mission die Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit **nicht** lehrt.“ —

Am Schluß dieses Kapitels von der papistischen Missionspraxis denkt zu weiterem Einblick in dieselbe Dr. Warnock auch des Accommodationswesens der Jesuiten, sonderlich eines de Nobili, der dadurch im eigenen Hause herbeigeführten Streitigkeiten, der nöthig gewordenen päpstlichen Entscheidungen, des Gebahrens der Jesuiten bei denselben und der



Rolle, die als ihr neuester Advokat der seit dem Lutherjahre berüchtigt gewordene Janßen hierbei spielt. Weil aber dies von Warnack nur in der Kürze geschehen kann, sintemal „eine eingehende Behandlung dieses Gegenstandes würde ein Buch erfordern“, so hat Einsender auch von vornherein auf einen Auszug betreffs dieses gleichfalls interessanten Stücks papistischer Missionspraxis für diese Blätter verzichten müssen. F. L.

(Aus dem Mecklenburgischen Kirchen- und Zeitblatt vom 1. Mai.)

## Antwort an Herrn Pastor Tschel.<sup>1)</sup>

### 1.

Die von demselben zu der Gnadenwahlfrage aufgestellten Sätze in Nr. 3 ruhen wesentlich auf dem mißverstandenen „mere passive se habere“. Hier steckt überhaupt das *πρῶτον ψευδός* des modernen Synergismus. Während das „mere passive se habere“ Luthers und unseres Bekenntnisses besagt, daß der Mensch Object, Gott Subject der Bekehrung ist, oder wie die Concordienformel sagt, der Mensch *subjectum convertendum*, der Mensch passiv in dem Sinne ist, daß er nur erleidet, was Gott an ihm thut, machen die Synergisten aus diesem „mere passive se habere“ ein intransitives „sich verhalten“, „stille halten“, „sich gefallen lassen“, „nicht widerstreben“, welches dann, weil das Widerstreben zu unterdrücken, zurückzuhalten, zu unterlassen ist, ein actives Thun, ein positives Mitwirken wird.

### 2.

Die Behauptung: „Die Verfasser des Erachtens haben den Ausdruck (Nichtwiderstreben) gebraucht, um das Annehmen, Glauben in seinem Charakter als Receptivität von den opera zu unterscheiden“, ist nicht zutreffend. Die Facultät hat vielmehr den Ausdruck gebraucht, um die Erwählung Etllicher vor Andern zu erklären und die Ursache dieser Erwählung anzugeben. T. meint, das Erachten betrachte das Nichtwiderstreben als Wirkung der Gnade. Nein, so ist es nicht. Freilich können alle Synergisten in gewissem Sinne so sagen, denn nach ihrer Lehre muß die Gnade allerdings überall helfen und mitwirken, aber das leugnen sie eben auf das bestimmteste, daß die Gnade lediglich alles Gute, auch das Nichtwiderstreben, wirke. Wenn die Facultät dieses lehrte, wenn sie nicht von einem Verhalten des natürlichen Menschen redete, dann hätte ja aller Streit ein Ende. Es handelt sich gerade darum, ob das Verhalten des Menschen zum Zustandekommen des Glaubens in ihm gegenüber den göttlichen Wirkungen bei der Bekehrung für dieselbe entscheidend ist.

1) Wir drucken diese Entgegnung hier ab, ohne zugleich die Sätze mitzutheilen, gegen welche dieselbe gerichtet ist, da dies zu deren Verständniß nicht nöthig ist. D. K.

## 3.

Wo die Concordienformel den allgemeinen Heilsweg darlegt, auf dem sich alle Auserwählten befinden müssen, dessen Kennzeichen sie haben müssen, oder sie sind keine Auserwählten, sagt sie: „wo sie an Gottes Wort sich halten“, „das angefangene Wesen bis ans Ende behalten“, oder „durch rechte Buße und wahren Glauben sich wieder bekehren“. T. will aber mit diesen Conditionalsätzen seine bedingte, durch dies menschliche „Verhalten“ bedingte Prädestination beweisen. Als ob wir diese Bedingungen erfüllen könnten, die Entscheidung zur Seligkeit an unserm Verhalten liegen sollte, davon ist in den angeführten Stellen gar nicht die Rede.

## 4.

Es ist doch sehr beachtenswerth, daß es den alten Dogmatikern nie eingefallen ist, von einer Erwählung in Ansehung des „Verhaltens“ oder „Nichtwiderstrebens“ zu lehren; intuitu fidei sagten sie, weil sie meinten, damit den Inhalt des Glaubens, Christum, oder „meritum Christi fide apprehensum“ als eine Ursache der Wahl festhalten zu können. Das intuitu fidei ist aber gerade darum leicht falsch zu verstehen und gefährlich, weil es als „Annehmen“ oder gar „Leisten“, „Verhalten“, „Nichtwiderstreben“ gefaßt werden kann. Diese Auffassung, die den Vätern fern lag, gegen die sie polemisirten, haben die Neuern angenommen, und damit sich als Synergisten offenbart.

## 5.

Es heißt die Streitfrage verschieben, hier mit dem Unterschied von Verdienst und Mittel zu kommen. Es fällt keinem Synergisten ein, aus der Mitwirkung des Menschen bei der Bekehrung ein „Verdienst“ zu machen. Die Frage ist gar nicht um Verdienst oder nicht, sondern um Mitwirkung oder nicht. Hat nun Gerhard gegen das Mißverständnis seines intuitu fidei polemisirt, so hat er es gegen die Auffassung desselben seitens der Neuern gethan, welche nicht ein intuitu fidei, sondern intuitu nonresistentiae lehren. Das Verhalten soll Mittel sein? Ja, der Glaube ist causa mediana, sofern der Glaube das Verdienst Christi ergreift, ist insofern Mittel der Seligkeit. Aber hier ist von einem Verhalten die Rede, in Folge dessen der Glaube erst zu Stande kommen soll. Denn es soll ja erklärt werden, warum Etliche vor Andern zum Glauben kommen.

## 6.

T. thut so, als solle „das Verhalten des Nichtwiderstrebens“ der Glaube selbst sein, während doch das Erachten das „Verhalten“ als Voraussetzung, Bedingung des Glaubens faßt. Gesezt aber, es wäre also: Gewiß ist der Glaube ein Verhalten, aber lediglich ein gottgewirktes.

Wie kann aber dieser Erfolg der Wirkung Gottes eine Ursache dieses selbst sein? Schenkt etwa Gott den Glauben „in Ansehung des Glaubens“? Das ist die Frage, die immer wieder aufgestellt werden sollte. Es leuchtet ein, daß das keinen Sinn hat. So sagen denn die Neuern: „Gott schenkt den Glauben in Ansehung des Verhaltens“, „des Nichtwiderstrebens“. Damit ist klar, daß mit dem Verhalten, dem Nichtwiderstreben nicht der Glaube selbst gemeint ist, sondern die Ursache des Gläubigwerdens im Menschen oder Synergismus.

## 7.

Wenn T. zum Schlusse sagt, er könne nicht behaupten, daß die Facultät das Problem gelöst hätte, so hat er recht, sie hat es nicht gelöst, sie hat es einfach beseitigt. Wo ist bei ihr denn überhaupt noch ein Geheimniß geblieben, an das sich die Vernunft stoßen könnte? Die göttliche Allwissenheit erklärt ja alles. Es ist alles auf den freien Willen gestellt, auf das aus dem freien Willen kommende Nichtwiderstreben und von Gott „nur vorhergesehen“, wie das Erachten sagt.

Dargun.

Brauer.

---

## V e r m i s c h t e s .

---

**Das Papstthum.** Wir lutherischen Prediger haben, falls wir uns als rechte Söhne unsers Vaters Luther erzeigen wollen, nach Luthers Vorgange und Vorbilde, den Papst als „den rechten und eigentlichen Antichrist“ im Auge zu behalten und darzustellen. — Oder ist das wohl der Statthalter Christi auf Erden und nicht vielmehr ein Empörer wider die Majestät seines Königs und HErrn, der wider dessen gnädige Einsetzungen und Ordnungen zum ewigen Seelenheil der armen Sünder seine eigenen menschlichen Satzungen, Macht- und Zwangsgebote aufgerichtet und an den Gehorsam gegen dieselben die Vergebung der Sünden und die ewige Seligkeit gebunden hat? Christus sagt: „Wer da glaubet und getauft wird, der wird selig werden.“ — Ist es nicht also, daß der Papst wider die Einsetzung seines HErrn das heilige Abendmahl verstümmelt und dem Volke Christi dessen Blut geraubt, dagegen falsche Sacramente aufgerichtet hat? — Ist es nicht der Papst, der wider Christi ein für allemal giltiges, blutiges Sühnopfer am Fluchholze des Kreuzes den Greuel des täglichen Messopfers eingesetzt hat, darin der Priester, unsinniger und lästerlicher Weise, auf unblutige Weise Christum opfere, zur Vergebung der Sünde für An- und Abwesende, Lebendige und Abgeschiedene in dem erdichteten Fegefeuer? — Ist es nicht der Papst zu Rom, der wider Christum und sein Wort die Gewissen seiner Unterthanen an die vorgeblich von den Aposteln stammenden mündlichen Traditionen bindet, als verpflichteten sie gleichermaßen zum Gehorsam wie die



heilige Schrift? Oder sind's nicht lügnerische Traditionen? Während der Pabst behauptet, das Verbot der Priesterehe, des Fleischessens am Freitag und in der Passionszeit, die Fasttage, die Anrufung der Heiligen seien solche Ueberlieferungen, so straft grade der Heilige Geist, 1 Tim. 4, 1—3., die ersten Behauptungen als Teufelslehren und bezeugt es 1 Joh. 2, 1., Röm. 8, 34. und Hebr. 7, 25., daß es nur einen Fürbitter und Fürsprecher bei dem Vater gebe, nämlich unseren einigen Hohenpriester Jesum Christum. — Ist es nicht ferner der Pabst, der wider den durch den Mund seiner Diener im Evangelio öffentlich oder sonderlich absolvirenden Jesus die vorgeblich genuthuenden Werke der Beichtenden in so und so viel Gebeten, Almosen und Fasten und die richterliche Absolution seines Priesters aufgerichtet hat? Und hat er nicht aus dem angeblich überschüssigen Verdienste der Heiligen einen Ablasschatz erdichtet, dessen Verwalter er sei, und daraus dem betrogenen abergläubischen Volke den Ablass ertheilt und früher um Geld verkaufte? — Ist es nicht der Antichrist zu Rom, der wider die Gnade Gottes und Christi Verdienst, wider das Evangelium und den Glauben eine unzählige Masse sogenannter verdienstlicher Werke nach seinen Satzungen und Geboten aufgerichtet hat? Und was mußte nothwendig die Folge und Wirkung davon sein? Nichts anderes, als daß die evangelische Lehre von der Rechtfertigung dadurch verschüttet und vergraben, die glaublosen Werkler in ihrer Selbstgerechtigkeit gestärkt, die vom Gesetz erschreckten Gewissen zur Verzweiflung getrieben wurden und noch werden. Wer ist es also anders, als dieser Erstgeborne Satans, nicht der Zeit, sondern der Bosheit nach, der seinem Vater so unablässig die Hölle füllen hilft? — Ist es nicht auch der Pabst, der Christum in dessen Worten: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt“, lügenstraft und in's Angesicht schlägt, viel schlimmer als jener Knecht des Hohenpriesters? Denn des Pabstes Reich ist sehr stark von dieser Welt, indem er sich zum Oberlehnsherrn über alle Reiche dieser Welt aufwirft und deren Fürsten nur als seine Vasallen betrachtet und Christi und der Welt Reich auf das schädlichste und verderblichste durch einander mengt. Es ist ja eine bekannte geschichtliche Thatsache, daß er, vor Luthers schriftgemäßem Zeugniß von dem wesentlichen Unterschied beider Reiche, diese lügenhafte Behauptung vielfach in die That trieb; denn er hat Könige ein- und abgesetzt, ihre Reiche eingezogen und anderweitig verschenkt, diese und jene Fürsten, die seinen Machtprüchen sich widersetzten, wider Gottes Wort in den Bann gethan und ihre Unterthanen vom Eide der Treue losgesprochen, dagegen sein Interdict über die verhängt, die ihren Fürsten die Treue bewahrten. Auch hat er durch seine Bosheit und Schalkheit nicht unterlassen, für sein weltliches Interesse die Fürsten wider einander zu heizen und verderbliche Kriege zu erregen. War er aber schon darin, auf mittelbare Weise, ein Mörder, der Tausende von ungläubigen Kriegsleuten, mitten in ihren Sünden, dahinraffte, so war er es, vornehmlich im Jahrhundert der gesegneten Reformation, auf unmittelbare Weise;

denn durch seine Regerrichter und die von ihm fanatisirten päpstlichen Fürsten und Obrigkeiten hat er ja bekanntlich viele Tausende evangelischer Bekenner, oft nach langer Kerker- und Folterqual, deshalb gemordet, weil sie nicht Christo die Ehre entziehen und ihm geben wollten. So war er denn, auf zweifache Weise, ein Mörder im großen Stile, ein Seelenmörder durch seine schriftwidrige, antichristliche Lehre wider der Seelen Seligkeit, was er auch jetzt noch ist, und zugleich ein Leibesmörder, so daß er mit seiner Kirche die Hure der Apokalypse ist, die da „trunken ist von dem Blute der Heiligen“. Und doch bekleidet sich dies satanische Ungeheuer, zugleich als der Erzheuchler, mit einem Heiligenschein. Er nennt sich „den Knecht aller Knechte Christi“, während er in That und Wahrheit der Fürst aller Fürsten, der Herr aller Herren sein will. — Fürwahr, allein auf ihn passen die Worte St. Pauli, 2 Thess. 2, 3. 4., daß er sich als „der Mensch der Sünde und das Kind des Verderbens“, zugleich „als der Widerwärtige in den Tempel Gottes“, d. i. die christliche Kirche, „gesetzt als ein Gott“ und durch seine antichristlichen Sagen und Gebote, unter dem Scheine der Kirche, „sich über alles erhoben hat, das Gott und (wahrer) Gottesdienst heißt“, d. i. Christum und sein Evangelium daniedergedrückt hat. Und, wie der Apostel schließt: „und gibt sich vor, er sei Gott“, so läßt sich der Pabst mit Wohlgefallen von seinen Gott lästernden Heuchlern und Schmeichlern einen „irdischen Gott“ nennen. — Wie lesen wir aber Gal. 1, 8. 9.? Da verflucht St. Paulus im heiligen Eifer um Christi und dessen Evangeliums Ehre willen selbst einen Engel vom Himmel, der seinen Galatern das Evangelium anders predigen würde, als sie von ihm gehört und empfangen hätten. Die levitischen Ceremonien aber, welche die eingeschlichenen judaisirenden Irrlehrer, als nöthig zur Seligkeit, den bekehrten Galatern aufdrängten, waren wirklich bis auf Christum von Gott seinem alten Bundesvolke ursprünglich gegeben; und dies war dadurch im Gewissen zum Gehorsam verpflichtet. Der Pabst aber ist ein viel ärgerer Fälscher, Verderber und Untertreter des Evangeliums, als jene Irrlehrer; denn wider Gottes Gnade und Christi Verdienst, wider das Evangelium und den Glauben ladet er das unerträgliches Joch seiner purlauteren Menschengebote und Sagen, als nöthig zur Vergebung der Sünden und der Seelen Seligkeit, auf die Hälsen der allein durch Christi Blut theuer erkauften und allein durch den wahren Glauben an ihn vor Gott gerecht erklärten Jünger. — Wie nun? sollen die rechtschaffnen lutherischen Prediger barmherziger sein gegen den Pabst, als der Apostel gegen jene Irrlehrer? Sollen sie billig nicht dem Beispiel Davids folgen, der Ps. 139, 21. 22. also sagt: „Ich hasse ja, Herr, die dich hassen, und verdrießt mich auf sie, daß sie sich wider dich setzen. Ich hasse sie in rechtem Ernst“? Darum ist es denn recht, daß jeder treu lutherische Prediger, ja, jeder rechtschaffene Lutheraner aus der Hörschaft, den Pabst von Herzen und mit gutem Gewissen verfluche, als der Christum und sein Wort nicht als über sich anerkennt und

sein Verdienst mit Füßen tritt. So sagte denn auch Luther mit Recht, er könne die ersten drei Bitten nicht beten, ohne darin zugleich den Papst und sein antichristisches Regiment zu verfluchen. Und seine geharnischte Schrift: „Wider das Papstthum zu Rom, vom Teufel gestiftet“, ein Jahr vor seinem Tode verfaßt, liefert von seinem gerechten Haß und heiliger Entrüstung wider den Papst noch ein kräftiges Zeugniß. — Es ist aber die fortwährende Entlarvung des Papstes und seines antichristischen Reichs und Regiments zumal jetziger Zeit und in hiesigen Landen hoch vonnöthen. Denn niemand kann es leugnen, daß die Papstkirche mit ihrer antichristischen Lehre und Praxis diesseits des Wassers von Innen und Außen auf eine bedrohliche Weise sich immer mehr ausbreitet und für das hiesige, bodenlos leichtsinnige amerikanische Volk eine gefährliche Macht entfaltet. Wie bereits erwähnt, ist Christi Spruch: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt“, nicht der des Widerchrists. Was ist nun demgemäß hier zu Lande sein schließliches Endziel? Nichts anderes, als durch Aufwand von allerlei Arglist und Schalkheit und auf den Wegen des vielverschlungenen Partheigetriebes hier einen „Kirchenstaat“ aufzurichten, in welchem die „Reger“, das ist, die Befenner der Wahrheit Christi, nicht geduldet werden. Den leichtsinnigen Amerikanern mag freilich dies endliche Absehen des Papstes als lächerlich und unerreichbar erscheinen. Der aber dem hiesigen Volke fast angeborene Leichtsinn, auch in Sachen der Politik, erleichtert dem Papste dies sein Vorhaben. Dazu sind auch seine treuen Bundesgenossen, die auch staatsgefährliche Schlangenbrut und das Otterngezücht der Jesuiten, die in Europa mehrfach ausgestoßen wurden, hier mit offenen Armen aufgenommen worden. Und diese werden nicht säumig sein, mit Rath und That dem Papste zu dienen und seinen schließlichen Plan ausführen zu helfen.

(Eingefandt von Dr. W. Sihler.)

**Mord ungeborner Kinder.** Schon vor einer Reihe von Jahren ließen einige patriotisch gesinnte Männer einen ernststen Mahnruf in Flugschriften über das ganze Land verbreiten, welcher nicht nur die Thatsache ans Licht zog, daß unter der einheimischen Bevölkerung ein geheimes Verbrechen, die Tödtung der Leibesfrucht, in schreckenerregender Weise sich ausbreite, sondern auch das Sträfliche dieses Verbrechens, seine unheilvollen Wirkungen an den Verüberrn selbst, und den als nothwendige Folge nahe bevorstehenden Untergang der anglo-amerikanischen Bevölkerung in unverblünten und eindringlichen Worten den Schulbigen vorhielt. Dieser Mahnruf erweckte die Hoffnung, er werde seinen Zweck erreichen und dem Unheil steuern. Diese Hoffnung scheint jedoch sich als trügerisch zu erweisen, wie u. a. aus einem Aufsatze hervorgeht, welcher unter der Ueberschrift Ante-Natal Infanticide in der Zeitschrift „Christian Cynosure“ vom 28. Mai dieses Jahres veröffentlicht ist, und aus welchem wir die folgenden Stellen mittheilen. „Es ist von historischem Interesse, daß es vor-  
mals eine Ehre war, das Haus voll Knaben und Mädchen zu haben, jetzt



aber die Mode zwei oder drei vorschreibt. Die ärmeren Familien müssen die durch den Tod gelichteten Reihen ergänzen. Die Bibel ist gegen diese Praxis. Es scheint wirklich, daß die moderne Civilisation so erhaben geworden ist, daß die Bibel-Wahrheit sie anekelt. Man lasse diese feingebildeten Ohren Gottes Wort hören. Ps. 127, 3—5.: „Siehe, Kinder sind eine Gabe des Herrn, und Leibesfrucht ist ein Geschenk. Wie die Pfeile in der Hand eines Starken, also gerathen die jungen Knaben. Wohl dem, der seinen Köcher derselben voll hat; sie werden nicht zu Schanden, wenn sie mit ihren Feinden handeln im Thor.“ Ps. 128, 3.: „Dein Weib wird sein wie ein fruchtbarer Weinstock um dein Haus herum, deine Kinder wie die Delzweige um deinen Tisch her.“ — Es ist eine unleugbare Wahrheit, daß Gewaltmittel angewendet werden, um ungeborene Kinder umzubringen. Es muß dies für Mord gehalten werden. Sollten die ungeborenen unschuldigen Kindlein am furchtbaren Tage des Gerichts ihren Mörderinnen gegenüber gestellt werden, ihre Zahl würde sein wie der Sand am Ufer des Meeres, unzählbar. Wer kann die edlen Söhne zählen, die in dieser Republik regieren sollten und nie das Tageslicht sahen? Wie viele Aerzte haben besleckte Hände? Joseph, der Sohn Jakobs, der achte Sohn, wurde ein Herrscher und der Befreier seines Volkes. Benjamin, der neunte Sohn, hat uns den heiligen Paulus, den gewaltigsten Prediger, gegeben. Die Amerikaner sind bis jetzt mächtig gewesen auf Erden. Nimmt man nicht wahr, daß auf der Liste der Namen, welche diese Nation regieren, die puritanischen abnehmen, die von fremdländischem Ton zunehmen?“ — „Es gibt viele Schuldistricte, besonders unter unserer ländlichen Bevölkerung, welche fast gänzlich von Kindern entblößt sind. Ich weiß von Lehrern, welche einen ganzen Sommer hindurch nur sieben oder acht Kinder im Unterricht hatten. Der Besuch der öffentlichen Schulen des Staates New York nahm letztes Jahr um dreitausend ab. Ein mir bekannter Prediger eiferte gegen Kindermord in Gegenwart eines vollen Hauses, und die Weiber wurden darüber entrüstet, daß am nächsten Abend nur drei erschienen. Nach etlichen Jahren kehrte derselbe Prediger in jene Nachbarschaft zurück; ein Arzt, der jenen Abend zugegen gewesen war, beglückwünschte ihn, indem er ihm erklärte, die anstößige Predigt habe mehr Gutes gewirkt, als irgend eine, die je dort wäre gehalten worden. „Ich war“, sagte er, „damals Schul-Trustee, und bin es noch. Damals hatten wir vierzig Schüler auf der Liste, jetzt haben wir achtzig.“ Man kann das Geheimniß einer solchen Kinder-Entvölkerung auf eine beabsichtigte Störung der Geseze der Natur zurückführen.“ — „Da die Amerikaner sich nicht schnell genug vermehren, um die Lücken, welche der Tod macht, auszufüllen, so treten unvermeidlich Fremde an ihre Stelle, das Land zu besitzen, unser bürgerliches Regiment zu leiten, unsere Staatsconstitutionen zu ändern, das Freischulsystem abzuschaffen und den christlichen Sabbath in einen Erholungstag zu verwandeln. Wenn nicht eine

balbige Besserung eintritt, wird das alles geschehen. Die Majoritäten herrschen und wir sehen jetzt die Schrift an der Wand. Rom schläft nicht. Der Beichtstuhl ist seine Macht. Die Priester sind ehelos und bringen auf Vermehrung. Sie wissen, daß die Wahlen mehr durch Stimmen, als durch Intelligenz entschieden werden. Es wird ein Tag tiefer Demüthigung sein, eine Klasse von Menschen in der Macht zu sehen, welche die Reichen durch Besteuerung berauben werden, um die eigenen Koffer zu füllen. Sollte aber dieser Wechsel eintreten, so verhehle man nicht, daß dieses schöne Erbe von Weibern verkauft worden ist, die sich weigern, Mütter zu sein."

## Literatur.

**Die Geschichte der Ev.-luth. Missouri-Synode in Nord-Amerika und ihrer Lehrtämpfe von der sächsischen Auswanderung im Jahre 1838 an bis zum Jahre 1884, dargestellt von Chr. Hochstetter, Pastor in Wolcottsville, N. Y. Dresden. Verlag von Heinrich J. Neumann 1885. Preis: Gebunden \$1.40.**

Eine, man darf wohl sagen, denkwürdige Geschichte ist es, die uns hier vorgelegt wird, eine Geschichte, in welcher das anbetungswürdige Walten des allmächtigen Gottes und seiner Gnade in wahrhaft ergreifender Weise dem Leser entgegentritt. Der Verfasser kommt S. 159 auf die Gründung der Missouri-Synode zu sprechen, welche am 26. April 1847 zu Chicago ihre erste Sitzung hielt, und fährt dann also fort: „Der gnädige und barmherzige Gott aber gab ohne all unser Verdienst und Würdigkeit einen so reichen geistlichen Segen, daß im Laufe von 38 Jahren aus dem Senfkörnlein ein mächtiger Baum wurde.“ Ja, wahrlich ein mächtiger Baum! Aus der geringen Anzahl von 22 Pastoren, welche im genannten Jahre mit ihren Gemeinden zu einer ev.-luth. Synode zusammentraten, waren schon nach vier Jahren deren 80 nebst 12 Lehrern geworden und gegenwärtig ist laut vorliegender Geschichte die Zahl der missourischen Pastoren auf nahezu 850 gestiegen; in den Lehranstalten der Missouri-Synode aber, deren immer mehrere werden, befinden sich gegen 900 Schüler, die von 34 Professoren unterrichtet werden. Mit solchem überschwänglichen Segen frönte Gottes unverdiente Gnade die Missouri-Synode, welche auf dem Felsenrunde des göttlichen Wortes und dem reinen lauterem Bekenntniß der ev.-luth. Kirche ruhend fortwährend für das Kleinod der reinen unverfälschten Lutherlehre in heißem Kampfe stehen mußte und von unzähligen Gegnern der seligmachenden Wahrheit von allen Seiten ohne Unterlaß angefochten und verlästert wurde. Und wie die beiden nach Deutschland abgeordneten Delegaten der Missouri-Synode, Prof. Walther und Präses Wynnefen, schon im Jahre 1851 in einer Ansprache an die Glaubensgenossen in Deutschland in Rücksicht auf mancherlei etwaige Bedenken sagen konnten: Am liebsten antworten wir, kommt herüber, sehet und prüfet selbst, und dann urtheilet, ob euch das rege, fröhliche, auf Gottes Wort gegründete und aus demselben fließende Leben, dieses so lebendige und doch nach festen, ewigen Grundsätzen geregelte, in göttlichen Schranken sich bewegende Treiben nicht gefalle, wenn ihr überhaupt an dem Leben und Treiben christlicher Freiheit in der Liebe Lust und Gefallen habt (S. 223)“: so bezeugt auch der Verfasser am Schlusse seiner geschichtlichen Darstellung (S. 475 mit Grund der Wahrheit: „Getroßt können wir hinweisen auf das, was vor Augen ist, und sagen, kommet und sehet es!“ — Ja, hätte man sich nur die Mühe geben wollen, die Missouri-Synode genauer kennen zu lernen, ihren Standpunkt hinsichtlich der Lehre, ihre Gemeindeordnungen, ihre Gemeindeverwaltung u. s. w. nach der Richtschnur göttlichen Wortes und nach den Bekenntnissen der evang.-luth. Kirche unparteiisch zu prüfen, wie viele falsche, ungerechte Urtheile, Verunglimpfungen und Verlästerungen gegen die Missouri-Synode und deren Führer, insonderheit Herrn Dr. Walther, würden dann jenseits und diesseits des Meeres unterlassen worden sein! Nun hier wird wie den Freunden, so auch allen Gegnern der

Missouri-Synode eine getreue Darstellung der Geschichte derselben von ihrer Entstehung an bis auf den heutigen Tag dargeboten. Der geehrte Verfasser war ohne Zweifel vor vielen Andern befähigt, die Geschichte der Missouri-Synode zu schreiben, da derselbe im Vorwort (S. V) selbst von sich Folgendes bezeugt: „Es ist uns, den vormaligen Gliedern der Buffalo-Synode, nicht leicht geworden, denen Recht zu geben, in denen wir vormalig Kirchenzerstörer zu sehen glaubten; die Leser werden aus dem, was am Schlusse des VIII. Kapitels berichtet ist, erkennen, daß wir erst durch mancherlei Trübsal, die uns zum Besten dienen mußte, und nach der Ansehung, die auf das Wort merken lehrt, durch Gottes gnädige Führung auf den Weg gebracht wurden, den wir nun in Einigkeit des Geistes mit den Gliedern der Missouri-Synode seit 18 Jahren gegangen sind.“ Und schon vorher heißt es: „Diese Vorerinnerung glaubte der Verfasser machen zu müssen, weil daraus ersichtlich ist, daß der Schreiber dieses nicht nur in vielen Stücken ein Augen- und Ohrenzeuge dessen ist, was er in dieser Schrift berichtet, sondern auch einigermaßen in die Lehrthatigkeiten und Kämpfe mit verwickelt ist, die der Missouri-Synode beschieden waren.“ Der Verfasser, dem von Gott eine besondere Gabe der Geschichtschreibung verliehen worden ist, hat überhaupt nichts aus seinem eigenen Kopf erdichtet, sondern wie es einem zuverlässigen Geschichtschreiber geziemt, nur dasjenige mitgetheilt, was er aus dem „Lutheraner“, aus „Lehre und Wehre“, aus den Synodalberichten der Missouri-Synode und andern authentischen Quellen geschöpft hat. Und so ist denn auch diese seine mit großer Umsicht und Tüchtigkeit verfaßte Schrift eine durchaus quellenmäßige, getreue Darstellung der Geschichte der Missouri-Synode, wie der Titel besagt. Es gibt diese Schrift ein lebendiges Bild sowohl von der äußeren Entwicklung der Missouri-Synode, als auch von ihrer Lehrstellung in den mancherlei Lehrkämpfen, die sie bis heute zu bestehen hatte. Und wir können dieses Buch getrost allen unsern Gegnern in die Hand geben und sagen: Wollt ihr das Wesen der Missouri-Synode nach der Wahrheit erkennen, so lest; ihre Geschichte ist ihre beste Apologie. — Mit welcher Freude werden aber die eigenen Glieder der Missouri-Synode dieses so höchst interessant geschriebene und so trefflich ausgestattete Buch in die Hand nehmen! Ein herrliches und großes Bild wunderbarer göttlicher Regierung und mächtiger göttlicher Thaten wird vor ihren Augen hier aufgerollt. Gar mancher wird ohne Zweifel hier mit Verwunderung lesen, was ihm aus der Geschichte seiner Synode, die er von Herzen lieb hat, bisher entweder noch gänzlich unbekannt oder doch nicht nach seinem eigentlichen Zusammenhang bekannt geworden war. Gar viele charakteristische Einzelheiten werden ihn ansprechen und fesseln; über die Vorgeschichte ihm theuer und werth gewordener Männer, die Gott der Herr als seine Werkzeuge bei Gründung und Fortführung der Missouri-Synode gebraucht hat, werden ihm willkommene Aufschlüsse und Einblicke gewährt werden. Selbst die älteren Glieder der Missouri-Synode, welche fast nur von ihnen Miterlebtes hier aufgezeichnet finden, werden sich in ihrem Alter noch einmal mit Lust in jene vergangene selige Zeit zurückversetzen, in welcher der Odem Gottes einen neuen Geistesfrühling über sein lutherisches Zion dieses Abendlandes ausgegossen und große Dinge an demselben gethan hat. — Das ganze Buch zerfällt in 13 Kapitel, deren Inhalt folgender ist: I. Die Auswanderung aus Sachsen im October 1838 und die Ansiedlung der Lutheraner in Perry County, Missouri. II. Stephens Entlarvung im Mai 1839. Der mitfolgende Lehrkampf in Perry County. Das Altenburger Kolloquium im April 1841. Pastor Ferd. Walthers Zuschriften an die Gemeinde. III. Die Thätigkeit der Gemeinde für höhere und niedere Schulen. Pastor H. Löbers und Hermann Walthers letztes Wirken und Ende, Pastor Ferdinand Walthers beginnende Wirksamkeit in St. Louis vom Mai 1841 an. IV. Friedr. Konr. Dietrich Wynecen, der Vater der deutsch-amerikanischen Mission. Die Ankunft der ersten lutherischen Sendboten aus Deutschland, 1838—1847. V. Der Stand der Dinge in den alten, lutherisch genannten Synoden. Die sogenannte lutherische Generalsynode, die Ohio- und Michigansynode. Der Austritt der fränkischen Lutheraner aus der Synode von Michigan. Die erfolgreiche Befämpfung der Methodisten. VI. Die Constituierung der deutschen evangelisch-lutherischen Synode von Missouri, Ohio u. a. St. 1., 2. und 3. Synodalversammlung 1847—1849. Ein Blick auf die Lehranstalten der Synode, die Verpflegungsanstalten, die Neger-, Juden- und Emigrantenmission. VII. Pastor J. A. A. Grataus Hirtenbrief und seine Beantwortung durch die Pastoren Löber, Keyl, Gruber und Walther. Die Vorlage und Annahme des Buches von der Kirche und dem heil. Amte. Die 4. und 5. Synodalversammlung 1850—1851. VIII. Die Delegation nach Deutschland und die Ansprache der beiden Delegaten Walther und Wynecen an die dortigen Glaubensgenossen. Die Sendschreiben der Leipziger und Zürcher Konferenz und des Breslauer Oberkirchencollegiums. Der Verfall der Buffalo- und die kräftige Zunahme der Missouri-Synode, 1852 bis Mai 1866. IX. Das Buffaloeer



Colloquium, das ist: die Verhandlungen und schließlichen Erklärungen der Buffaloer und der die Missourisynode vertretenden Colloquenten, Nov. 1866 bis März 1867. X. Pfarrer Böhes Rückgang im Bekenntniß und die Entstehung der Jowaischen Oppositionssynode. Das Colloquium der Vertreter der Synode von Iowa und der Vertreter der Synode von Missouri zu Milwaukee, November 1867. Pastor A. Schieferdeckers vormaliger Austritt und schließliche Rückkehr zu der Missourisynode. XI. Die 14. Versammlung der allgemeinen Missourisynode in Fort Wayne im Jahre 1869. Die dortigen Verhandlungen über die Lehre vom Bucher, 1869. Die Jubiläumssynode in St. Louis im Jahre 1872. Der Zusammentritt der evang.-lutherischen Synodalconferenz in demselben Jahre. Die Separation der Ohio-synode und die neueste Lehrstellung dieser Synode. XII. Der Ausbruch und Verlauf des Gnadenwahlstreites. Die erste allgemeine Pastoralconferenz in Chicago. Die 13 Sätze, als die Summe der Gnadenwahllehre. Die zweite allgemeine Pastoralconferenz zu Fort Wayne, Ind. Der eigentliche Streitpunkt. 1879—1881. XIII. Das Recht und die Entstehung der sächsischen evang.-luther. Freikirche. Der Austritt der treu lutherischen ostindischen Missionare aus dem Dienst der Leipziger Mission und seine Folgen. Die Stellung der Missourisynode als solcher zu dem Gnadenwahlstreite. Die Grundsteinlegung, Erbauung und Einweihung des neuen Seminars in St. Louis. Die 19. allgemeine Synodalversammlung im Jahre 1884. Rückblick und Schluß. G. S.

**Die synergistisch-rationalisierende Stellung der Theologischen Fakultät zu Rostock gegenüber der Lehre der Konkordienformel von Bekehrung und Gnadenwahl. Von A. E. Gräbner, Professor der Theologie in Milwaukee. Milwaukee, Nordwestlicher Bücherverlag. 1885.**

Seit es eine Missourisynode und Bekenntnißgenossen derselben gibt, hat erstere mit letzteren fort und fort öffentlich vor aller Welt bezeugt und unwiderleglich nachgewiesen, daß sich in der modern-gläubigen, auch in der modern-lutherischen Theologie ein großer Abfall von der alten Wahrheit vollzogen habe. Abgesehen aber von dem Vorwurf der Lehr-Repristination und Ueberspannung der nöthigen Lehreinheit, den man gelegentlich gegen uns erhoben hat, haben uns die modern-lutherischen Theologen bis vor kurzer Zeit ziemlich ruhig gewähren lassen. Warum? Das hat die Folge nur zu deutlich gezeigt. Wußte man doch nur zu gut, daß Missouri die Kirche der Reformation hinter sich habe und daß man daher durch seine Angriffe nicht nur dies, sondern auch den eigenen Abfall selbst offenbar machen würde. Nachdem man jedoch aus gewissen Berichten eines Fritschel klar ersehen zu haben geglaubt hat, daß sich Missouri mit seiner Darstellung der Lehre von der Prädestination oder Gnadenwahl eine starke Blöße gegeben habe, nun meinte man, daß der Zeitpunkt gekommen sei, Missouri ohne eigene Gefahr angreifen und den an der modern-lutherischen Theologie begangenen Verrath Missouris rächen zu können. So hat man denn frisch angefangen, den auf blindes Jurare in verba magistri zurückgeführten angeblichen Abfall Missouris zu calvinischem Prädestinatismus nachzuweisen, um sich so des immer unangenehmer werdenden Gegenzeugnisses der Missourier, als endlich entlarvter Keger, für immer zu entledigen. Doch was ist geschehen? Während die deutsche modern-lutherische Theologie hierbei auf einen Kampfplatz zu treten gemeint hat, auf welchem sie die Rolle einer Bertheidigerin des Lutherthums gegen eindringen wollenden Calvinismus spielen könne, hat sie nicht beachtet, daß sie hierbei nothwendigerweise auf ein Feld gerathen werde, auf welchem ihre schlimmste Blöße mehr, als irgendwo, offenbar werden müsse. Denn da Missouri alle spezifisch calvinischen Lehren in Betreff der Prädestination mit der vollsten Energie verwirft und verdammt, nur daß sie eine durch das Verhalten des Menschen nicht bedingte Gnadenwahl lehrt, so sah sich die neuere Theologie dazu gedrängt, nur von diesem Punkte aus gegen Missouri zu operiren. In welche schwere Versuchung sie sich damit begeben, hat sie wohl nicht geahnt; daß sie aber derselben erlegen ist, liegt nun zu Tage. Auch die Schrift Herrn Prof. Gräbner's, deren Titel an der Spitze dieser Anzeige steht, documentirt dies unwidersprechlich.

Was die Entstehung dieser Schrift betrifft, so hat es damit folgende Bewandniß. Als im verflossenen Jahre die theologische Fakultät zu Rostock ein „Erachten über die Lehre der Wisconsin-Synode von der Gnadenwahl“ hatte ausgehen lassen, war es wegen der Gemeinbeglieder derselben, denen das Rostocker Erachten zu Gesicht kommen mußte, geboten, daß aus der Mitte jener Synode ein Gegenzeugniß abgelegt würde,

und es erschien deshalb aus der Feder Hrn. Prof. Gräbners eine „populäre Beleuchtung“ jenes „Erachtens“. Obson aber darin das Wort „Synergismus“ nicht vorkam, so hat doch der Rostocker Professor Dr. Dieckhoff sich veranlaßt gesehen, nicht nur einem von dem mecklenburgischen Pastor A. Brauer verfaßten „Öffentlichen Zeugniß gegen die unlutherische neue Lehre der theologischen Facultät zu Rostock von der Gnadenwahl“, sondern auch Prof. Gräbners „Beleuchtung“ gegenüber, sein und seiner Herren Kollegen „Erachten“ gegen den Vorwurf des Synergismus in Schutz zu nehmen; er that dies in einer 78 Seiten umfassenden Schrift, der er den Titel gegeben hat: „Der missourische Prädestinarianismus und die Concordienformel. Eine Entgegnung auf zwei Gegenschriften gegen das Erachten der Theologischen Facultät zu Rostock von Dr. A. W. Dieckhoff, Consistorialrath und Professor der Theologie. Rostock 1885.“ So ist denn Herr Prof. Gräbner in der oben angezeigten Schrift, obgleich er in seiner Beleuchtung den Ausdruck „Synergismus“ nicht gebraucht hatte, darauf eingegangen, nachzuweisen, daß Herrn Dr. Dieckhoffs und seiner Herren Kollegen Gegenzeugniß gegen den sogenannten „missourischen Prädestinarianismus“ allerdings auf nichts anderem, als dem offenbarsten Synergismus beruhe.

Zwar schreibt Herr Dr. Luthardt in seinem „Literaturblatt“ in einer Anzeige der Schrift Herrn Dr. Dieckhoffs schließlich: „Indem wir aber dem Verfasser der „Entgegnung“ unseren Dank aussprechen, können wir das nicht, ohne zugleich dem Wunsch Ausdruck zu geben, daß es Dieckhoff gefallen möchte, die Geschichte des lutherischen Lehrbegriffs bis zur Concordienformel zur zusammenfassenden Darstellung zu bringen. Wohl bei keinem anderen vereinigt sich so wie bei ihm die genaueste Sachkenntniß mit der entsprechenden dogmatischen Schärfe“ — allein dieses überschwängliche Lob ist leicht zu erklären. Herr Dr. Luthardt ist selbst ein entschiedener Synergist. Seine schon im Jahre 1863 erschienene Schrift: „Die Lehre vom freien Willen und seinem Verhältniß zur Gnade in ihrer geschichtlichen Entwicklung dargestellt“, hat keinen anderen Zweck, als das Problem vom Verhältniß des sogenannten freien Willens zur Gnade auf geschichtlichem Wege synergistisch zu lösen. Daher machte denn auch auf Dr. Luthardt Dr. Dieckhoffs Schrift einen so großen herzerleichternden Eindruck, daß ihn derselbe zu jenem überschwänglichen Lobe hinriß. Diesen Eindruck hat jedoch die Schrift Dieckhoffs auf Herrn Prof. Gräbner offenbar nicht gemacht; denn er zeigt in seiner Schrift, daß es Herrn Dr. Dieckhoff im Gegentheil gerade an jenem beiden, „genauer Sachkenntniß und dogmatischer Schärfe“, fehle.<sup>1)</sup>

Die Schrift Gräbners zerfällt in zwei Hauptabschnitte. In dem ersten weist er unwiderleglich folgendes Doppelte, wie man sagt, ad oculos, nach: einmal, daß Dr. Dieckhoffs und seiner Herren Kollegen Lehre bis auf die positive und negative Begründung und bis auf den Ausdruck derselben durchaus nichts anderes, als der alte, wohlbekannte, vom Bekenntniß verworfene und von den rechtgläubigen Theologen unserer Kirche sowohl im 16. wie im 17. Jahrhundert mit großem Eifer als ein höchst seelengefährlicher Irrthum bekämpfte Synergismus sei. Zum andern weist er zugleich meisterhaft nach, daß es eine reine Illusion Dr. Dieckhoffs sei, wenn er meine und behaupte, darum mit Unrecht des Synergismus beschuldigt zu werden, weil er ja keine Mitwirkung des Menschen zu seiner Befehrung aus seinen natürlichen Kräften, sondern nur vermittelt der ihm in der Berufung dazu geschenkten Gnadenkräfte lehre. Im zweiten Hauptabschnitt seiner Schrift beantwortet Prof. Gräbner hierauf auch die Frage, „welches Interesse dem Synergismus (der Rostocker) zu Grunde liege und wo er seine Quelle habe“, und zeigt, ihr Interesse ist, zu erklären und zu reimen, was sich Hienieden nicht erklären und reimen läßt, um damit den angeblich wissenschaftlichen Charakter der Theologie zu bewahren, die Quelle — Rationalismus.

Dies alles weist Gräbner so schlagend nach, daß selbst jeder Versuch einer Widerlegung unmöglich scheint. Die Citate aus den Schriften der früheren notorischen

1) Wahrhaft naiv schreibt auch das Mecklenburgische „Kirchen- und Zeitblatt“ vom 15. Juni, das soeben in unsere Hände kommt, in einer Anzeige der Dieckhoffschen „Entgegnung“: „Wir schließen diese Besprechung mit dem Wunsche, daß die Schrift Consistorialrath Dieckhoffs, welche über mehrere wichtige Punkte der Gnadenwahrlehre ein klares Licht verbreitet (!), die verdiente Beachtung finden und den Vorwurf des Synergismus gegen die für immer beseitigt haben möge, welche von einem durch das zuvorkommende Wirken der Gnade im Menschen gewirkten Verhalten der Berufenen und der Befehrten, der Berufenen, erleuchtenden, bekehrenden und in dem neuen Leben erhaltenden Gnade gegenüber, reden.“ Wer so schreiben kann, kann schwerlich von der Geschichte des Melancthonischen und Vatermännischen Synergismus auch nur eine oberflächliche Kunde haben. Solche Fremdlinge auf diesem Gebiete sollten aber lieber schweigen und lernen, als mitreden und mitkämpfen wollen. Geschweige, daß Dieckhoffs Schrift den gegen ihn und seine Genossen erhobenen Vorwurf des Synergismus „für immer beseitigt“ haben sollte, hat diese Schrift im Gegentheil die Begründetheit dieses Vorwurfs erst recht in das klarste Licht gestellt.

Synergisten sind von solcher Beschaffenheit, daß sich die Rostocker Theologen darin wiederfinden müssen, wollen sie nicht der thatsächlichen Wahrheit in's Angesicht schlagen, und es erscheint als ein unlösbares Räthsel, wie sie, da man doch annehmen muß, daß sie die Schriften eines Melanchthon, eines Pfeffinger, eines Latermann u. a. ebensovoll kennen, wie wir, dennoch in Abrede stellen konnten, deren treueste Nachfolger zu sein. „Latermannus redivivus“ wäre ohne Zweifel der richtige Titel einer Schrift, in welcher man die Lehre der Rostocker vom freien Willen, von der Bekehrung und von der Prädestination zusammenstellen wollte. Man kann sich nur wundern, daß sie nicht mit derselben Ungenüßtheit ihren Synergismus eingestehen, mit welcher dies Rahnis thut, wenn er in seiner Dogmatik schreibt: „Melanchthon hatte durch die Lehre von der Mitwirkung des menschlichen Willens bei der Heilsaneignung (Synergismus) den rechten, evangelischen und zugleich wahrhaft traditionellen Weg betreten, die Substanz der Augustinischen Lehre festzuhalten ohne ihre Auswüchse.“ (II, 539.) So crafz unehrlich der Titel der Dogmatik des Dr. Rahnis als „der lutherischen“ (!) ist, so ist doch jene Auslassung desselben ein lobenswerthes Stück von Ehrlichkeit, welches Nachahmung verdient.

Schließlich noch Folgendes in Betreff der Beschaffenheit der vorliegenden Gräbnerschen Schrift. Zwar enthält sie eine ziemlich Anzahl von lateinischen Citaten ohne Uebersetzung, nichts desto weniger aber ist sie so geschrieben, daß auch der Nichtgelehrte, des Lateinischen Unkundige, sie sehr wohl verstehen kann. Gräbner hat die herrliche Gabe, was andere so verwirrt haben, daß die Sache einem unauflösbaren Knoten ähnlich zu sein scheint, mit wenigen Worten schnell so zu entwirren, daß jeder nur einigermaßen verständige Leser die Nichtigkeit seiner Auflösung und den Trug oder Irrthum des Verwirrers durchschaut. Dabei ist das Ganze wie aus einem Guß und alles so frisch und lebendig, in einem so lieblichen Fluß, mit einer so unverkennbaren Plerophonie, zuweilen auch mit einem so köstlichen, durchaus seinen Humor geschrieben, daß man dem Verfasser mit Spannung, ohne zu ermüden, und mit wahrer Herzenslust folgt. Kein Theolog, kein Pastor, kein Schullehrer, kein für Auseinandersetzung der himmlischen Lehre sich interessirender Lutheraner sollte diese herrliche Schrift, die zu dem Besten gehört, was in dem gegenwärtigen Gnadenwahlslehrstreit geschrieben worden ist, sich ungehäumt anzuschaffen, zu lesen und zu studiren versäumen. Es handelt sich ja darin nicht allein um die Rostocker, sondern um die ganze modern-lutherische Theologie, welche, wie man an Dr. Luthards Urtheil über Dr. Dieckhoffs Schrift ersieht, in jener laut geworden ist. Kurz, welcher rechtgläubige Lutheraner in Betreff des gegenwärtigen Lehrstreits in seinem Glauben gestärkt zu werden verlangt, der lese Gräbners Schrift, denn da wird er mit freudigem Staunen sehen, wie armelig es mit den Gründen bestellt ist, welche selbst die sonst wirklich gelehrte Theologie Deutschlands gegen unseren allerheiligsten Glauben vorzubringen weiß, der hiesigen common sense-Theologie nicht zu gedenken.

Die Ausstattung der 96 Seiten in Großoctav umfassenden Schrift ist glänzend, ihres werthvollen Inhaltes würdig. Der Preis eines Exemplars ist 35 Cents, zu beziehen von unserem hiesigen Concordia-Verlag. W.

## Die neue kritische Gesamtausgabe der Werke Luthers.

„D. Martin Luthers Werke. Kritische Gesamtausgabe. Weimar, Hermann Böhlaus“ — dieses Werk, von welchem uns bis jetzt die zwei ersten Bände vorliegen, der erste vom Jahr 1883, der zweite vom Jahr 1884 (der dritte Band, der kürzlich die Presse verlassen hat, befindet sich noch auf dem Weg nach Amerika), nimmt in der neueren kirchlichen Litteratur eine der ersten Stellen ein und macht in den kirchlichen Zeitschriften Deutschlands viel von sich reden. Nachdem den Lesern dieses Blattes vor zwei Jahren das Project dieses Unternehmens zur Kenntniß gebracht, wird es denselben vielleicht willkommen sein, von der Beschaffenheit der vorliegenden Anfänge etwas Näheres zu erfahren, zumal die wenigsten in der Lage sind, in den persönlichen Besitz dieses Werkes zu gelangen. Am besten orientirt hierüber das dem ersten Band vorgebrachte Vorwort des Herausgebers. Wir bringen dasselbe, etliche wenige geringfügigere Bemerkungen abgerechnet, hier zum Abdruck.

„Denkmale von Erz sind dem Reformator in Wittenberg und Worms errichtet; bald wird sich auch in seiner Geburtsstadt Eisleben sein Monument erheben. Wir gehen an einen anderen Bau, zu dem er selbst den Stoff geliefert. 'Luthers Werke', sagt der Nestor der jetzigen Kirchengeschichte, 'sind so gut ein deutsches Nationaldenkmal als der Kölner Dom.' Eine würdig ausgestattete Gesamtausgabe derselben, die zugleich den Anforderungen der Wissenschaft genügt, ist der Zweck unsers Unternehmens.



„Zwar besitzen wir aus jedem Jahrhundert seit der Reformation Sammlungen von Luthers Werken, aber alle bleiben hinter den berechtigten Ansprüchen unserer Zeit weit zurück. Für die älteren unter ihnen bedarf das keines Beweises. In Bezug auf Walchs in manchen Kreisen noch geschätzte Ausgabe brauchen wir nur zu erinnern an die oft widersinnigen, oft sprachwidrigen Uebersetzungen der lateinischen Schriften des Reformators. Und auch die Erlanger, der man gewisse Vorzüge vor den übrigen nicht absprechen kann, gewährt wissenschaftlicher Forschung zu wenig sicheren Boden.

„Eine kritische Gesamtausgabe der Werke Luthers ist daher immer noch ein dringendes Bedürfnis.

„Schon 1853 hat dies Dr. R. F. Th. Schneider, jetzt Schulrath in Schleswig, als ‚hinreichend anerkannt‘ ausgesprochen, und seitdem ist durch Ausdehnung und Vertiefung der Studien über Luther das Bewußtsein davon noch stärker geworden. Erst vor wenigen Jahren noch hat das die Akademie der Wissenschaften in Berlin durch die Preisaufgabe befundet: ‚Nach welchen Grundsätzen würde eine neue kritische Textausgabe der ältesten, etwa bis 1521 erschienenen deutschen Schriften Luthers herzustellen sein?‘ Inzwischen hatte ich schon den Plan einer kritischen Ausgabe sämtlicher Werke ins Auge gefaßt und länger als ein Jahrzehnt durch Ankauf einschlägiger alter Drucke und durch besondere Untersuchungen seine Ausführung vorbereitet.

„Im Hinblick auf das bevorstehende Lutherjubiläum, ermuntert und berathen von Herrn Consistorialrath Prof. Dr. Köstlin in Halle, wandte ich mich unter dem 3. August 1880 an das Königl. Preussische Ministerium der geistlichen, Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten mit dem Gesuch um Unterstützung meines Unternehmens. Nur mit innigem Dank kann ich auf die Verhandlungen zurückblicken, die sich daran knüpften: sie zeugten von Anfang an von dem warmen Interesse, welches die Sache fand. Se. Excellenz der Herr Minister von Buttamer, Herr Oberconsistorialrath Prof. Dr. Weiß als Referent in der Angelegenheit, Herr Generalsuperintendent Dr. Kögel traten persönlich für sie ein. Die Akademie der Wissenschaften in Berlin gab ein günstiges und das Unternehmen befürwortendes Gutachten ab. Ihren Abschluß fanden die Verhandlungen dadurch, daß Se. Majestät der Deutsche Kaiser huldvollst eine hohe Summe bewilligte, um die wissenschaftlichen Vorbereitungen für die Ausgabe fortzusetzen und dieselbe sicherzustellen.

„Zur Leitung des Unternehmens wurde von dem Königl. Preussischen Ministerium der geistlichen u. u. Angelegenheiten eine Commission gebildet, bestehend aus einem Vertreter des Ministeriums (Herrn Oberconsistorialrath Prof. Dr. Weiß) und zweien Delegirten der Akademie der Wissenschaften (Herrn Geh. Regierungsrath Prof. Dr. Müllenhoff und Herrn Geh. Regierungsrath Dr. Waiz). Den Verlag übernahm die Verlagsbuchhandlung von Hermann Böhlau in Weimar, während die Redaction mir übertragen wurde: andere auf dem Gebiete schon bewährte Forscher werden mir hoffentlich zur Seite treten.

„Abgesehen ist es bei unserm Unternehmen auf eine Gesamtausgabe der Werke Luthers. Demnach sind sämtliche Schriften des Reformators aufzunehmen, auch solche, die nicht von ihm veröffentlicht sind, aber doch von ihm herrühren. Dagegen wird ausgeschlossen, was andern Verfassern angehört, wofern es nicht mit einem Schriftstück von ihm selbst untrennbar verbunden erscheint. Schon hierdurch unterscheidet sich unsere Ausgabe von den übrigen: wir meinen, zu ihrem Vortheil; denn sie entgeht so dem Vorwurf der Willkür in der Auswahl, die in den älteren wie in den neueren Gesamtausgaben herrscht.

„In der Anlage des Ganzen könnte man versucht sein, die von Luther selbst gewollte sachliche Ordnung der chronologischen vorzuziehen. Allein Luthers Eigenart macht es oft schwer, eine Schrift sachlich der rechten Gruppe zuzuweisen. Schon Christoph Walther, Corrector in der Lustfischen Druckerei, muß, obgleich er die in der dort erschienenen Wittenberger Ausgabe nach Luther befolgte sachliche Ordnung verteidigt, doch zugestehen, daß sie ‚unterzeiten nicht so schmerzgleich gehalten‘. Zudem braucht man nur die Walchsche und die Erlanger Ausgabe, die beide sachlich geordnet sind, mit einander zu vergleichen, um zu sehen, wie verschieden in ihnen dasselbe Princip angewendet ist. Ja, in der Erlanger Ausgabe selbst bedauert der zweite Herausgeber, zwanzig Schriften nicht der catechetischen Abtheilung einverleiben zu können, weil sie sein Vorgänger schon der homiletischen zugewiesen; drei von Luther in dem Widmungsschreiben als zusammengehörig bezeichnete Sermonen sind von einander getrennt und der eine bei den homiletischen, der andere bei den catechetischen, der dritte bei den polemischen Schriften untergebracht.

„Wir halten eine möglichst chronologische Ordnung inne, und somit werden lateinische und deutsche Schriften gemischt zu stehen kommen je nach ihrer Zeitfolge. Dies

ermöglicht uns zu erkennen, wie Luther die Gewohnheit, lateinisch zu schreiben, allmählich abstreifte und sich zu dem sprachgewaltigsten deutschen Schriftsteller durcharbeitete. Ueberhaupt gewinnen wir durch die chronologische Anlage einen tieferen Einblick in sein geistiges Werden und Wirken nach den verschiedensten Seiten als Prediger, Katechet, Reformator etc.

„Unsere Ausgabe gliedert sich in drei Hauptabtheilungen, von denen die erste die Schriften bis 1521, die andere die bis 1530, die dritte die übrigen umfaßt: Luthers Aufenthalte auf der Wartburg und zu Coburg sind die Scheidepunkte. In den einzelnen Abtheilungen werden die Schriften ebenfalls so weit wie möglich chronologisch geordnet, auch die exegetischen und homiletischen dementsprechend eingefügt, nur daß die Predigten thunlichst am Ende des Jahres, in das sie gehören, zusammengestellt werden. Predigten, welche später veröffentlicht sind, werden denen des Jahres, in dem sie gehalten, eingereiht. Vorlesungen, die später, als sie gehalten, erschienen sind, finden unter dem Jahre ihres Erscheinens ihre Stelle, wenn die Ausgabe von Luther sanctionirt oder durchgesehen ist; Vorlesungen, die nach Luthers Tode erst herausgekommen, werden an den Schluß verwiesen. Die Brieffammlung wird, chronologisch geordnet, am Schluß gegeben, ebenso die sogenannten Tischreden nach dem Befund der besten Quellen.

„Jeder einzelnen Schrift geht eine Einleitung voran. Nur ausnahmsweise werden kleinere durch Zeit und Geschichte eng verbundene Stücke zu einer Gruppe zusammengestellt und erhalten eine gemeinsame Einleitung. Dieselbe entwickelt an den äußern Zeugnissen die Entstehung der Schrift, beschreibt die verschiedenen Ausgaben, die davon erschienen sind, wenigstens bis zum Tode Luthers, beurtheilt dieselben wozüglich in ihrem Verhältniß zu einander, stellt den Urdruck fest und führt auch die Stellen an, wo sie sich in älteren Sammlungen und in den Gesamtausgaben findet.

„Ein besonderes Gewicht legen wir auf die Bibliographie. Unser Streben geht dahin, sie innerhalb des gezogenen Kreises (bis zu Luthers Tode) vollständig zu geben. Bei Drucken, die kein Impressum haben, suchen wir Drucker und Druckort anderweit zu bestimmen, können jedoch, weil von unserm Zweck zu weit abliegend, auf einen Beweis dafür uns nicht einlassen; wir sind aber überzeugt, daß eine Nachprüfung seitens Sach- und Fachkundiger unsere Annahmen meistens bestätigen wird. Hierdurch wird, wie wir hoffen, die Geschichte des Buchdrucks nicht unbedeutend bereichert; und für die Kunstgeschichte bietet die kurze Beschreibung der Holzschnitte wohl auch einige Ausbeute. Vor Allem aber spiegelt sich in der Verbreitung von Luthers Schriften die Geistesbewegung seiner Zeit ab. Man wird den innern Gang der Reformation und ihrer Ideen um so mehr verstehen, je mehr man die Spuren der Schriften Luthers verfolgt. Davon ist aber sehr wenig in die Blätter der Geschichte eingetragen: die verschiedenen Ausgaben können uns hier Aufschluß geben. Wir lernen z. B. aus den Druckorten den Antheil der einzelnen Städte und Länder kennen, die Mittelpunkte der Bewegung, von denen die Strahlen des göttlichen Lichtes durch unser Vaterland sich neu ergossen.

„Was wir bieten, ist eine kritische Ausgabe. Da handelt es sich vor Allem um die Gestaltung des Textes. Wir legen nachfolgend unsere Grundsätze dar.

„Wo neben Handschriften gedruckte Ausgaben vorliegen, die nachweislich unter Luthers Augen gemacht sind, wird der Text der Ausgabe gewählt als der von Luther selbst der Oeffentlichkeit übergebene; die Abweichungen der Handschrift kommen in die Anmerkungen. Bei verschiedenen von Luther selbst besorgten Ausgaben kommt der Tenor der ersten Ausgabe in den Text, die Abweichungen der späteren in die Anmerkungen. Ausnahmen bilden die Fälle, wo die spätere Bearbeitung der Schrift so durchgreifend ist, daß sie den Werth eines eigenen Werkes hat und als besondere Schrift gebracht werden muß. Bei Drucken, die nicht von Luther veranstaltet sind, wird, wo sie und soweit sie vorhanden, der Text nach der Handschrift gegeben und die Varianten des Drucks in der Anmerkung. Wo der Urdruck und die Handschrift nicht vorhanden, wird der relativ älteste Druck kritisch ermittelt und der Ausgabe zu Grunde gelegt, wo nicht etwa einer der späteren Drucke nachweislich auf besseren Quellen beruht. Die Varianten anderer Drucke werden nur mitgetheilt, soweit sie von sachlicher Bedeutung sind. Ueber stehende Varianten, die sprachwissenschaftlich von Interesse sind und in sonst nicht weiter berücksichtigten Nachdrucken, namentlich süddeutschen, vorkommen, wird möglichst in der Einleitung zu der betreffenden Schrift Nachenschaft gegeben.

„Die nach diesen Grundsätzen gewählten Vorlagen werden in ihrer ursprünglichen Form wiedergegeben. Wir gestalten uns keine Aenderungen grammatischer Formen; wo wir abweichen, wird die Lesart der Vorlage in der Note angemerkt. „Luthers Sprache“, sagt Jakob Grimm, „muß für Kern und Grundlage der neuhochdeutschen

Sprachniedersezung gehalten werden.' An seiner Entwicklung in sprachlicher Hinsicht sehen wir nicht nur das Ringen seines Geistes, sondern unserer Sprache überhaupt. Dies für seine besonderen Zwecke zu verfolgen, muß unsere Ausgabe jedem Forscher ermöglichen. Aber auch jeder Lutherfreund soll hier dem Manne selbst begegnen, wie er war und wie er geworden ist.

„In der Schreibweise (Orthographie) suchen wir so streng wie möglich an der Quellschrift festzuhalten. Pfeiffer in seiner Ausgabe der „Theologia deutsch“ erklärt in Bezug auf seinen Abdruck der Handschrift: „Ich habe den allzu üppigen Buchstabenwald etwas gelichtet und vereinfacht.“ Wir lassen ihn stehen mit seinen Knorren und Krümmen; nur einzelne Zweige brechen wir ab. Die Inconsequenz, die dabei scheinbar eintritt, liegt nicht in unserm Verfahren, sondern in unsern Vorlagen, und sie ist hier nur der Ausdruck des noch unfertigen Werdens. Gleichmäßigkeit in der Schreibweise ist auf diesem Gebiete nicht ohne Verletzung des Charakters der Zeit und der sprachlichen Entwicklung herzustellen. Demnach werden die zum Abdruck gelangenden geschriebenen oder gedruckten Vorlagen in der ursprünglichen Schreibweise wiedergegeben; wo neben den Drucken Handschriften vorliegen, wird die Orthographie der letzteren aufgenommen. Dasselbe gilt von dem Wechsel der großen und kleinen Buchstaben am Anfange der Wörter, der meist nach den Originalen beibehalten ist, fast durchweg in den deutschen Schriften. Einzelne Abweichungen von der Vorlage werden hier nicht besonders vermerkt. Dagegen wird der in den Handschriften nicht selten vorkommende Wechsel von lateinischen und deutschen Buchstaben getilgt. . . .

„Offene Fragen bleiben noch, ob die in den Schriften Luthers vorkommenden Holzschnitte reproducirt, und ob die Briefe an ihn, sowie ob einzelne für das Verständniß seiner Werke wichtige zeitgenössische Schriften unserer Ausgabe in einem Supplement angereiht werden. Die Verlags-handlung wird, wie sie es schon gegenwärtig beweist, auch zukünftig mit allen Kräften für geschmackvolle und würdige Ausstattung Sorge tragen. Sie hat die schöne Titelbordüre dieses Bandes einer Lucas Cranach zugeschriebenen Holzschnitteinfassung Melchior Lotthers nachbilden lassen; sie wendet zum Schmuck der einzelnen Schriften Initiale an, getreue Wiedergaben der nach Zeichnungen der Meister des 15. und 16. Jahrhunderts angefertigten Holzschnitte, welche zu Luthers Zeit zum Schmuck seiner Werke und derjenigen seiner Zeitgenossen dienten.

„Ist unser Unternehmen eine Ehrenschuld der evangelischen Kirche und des deutschen Volks gegen den Reformator und den bedeutendsten Former unserer neuhochdeutschen Sprache, so gebührt vor Allem Sr. Majestät dem Deutschen Kaiser unser ehrfürchtvoller und unterthänigster Dank dafür, daß sie abgetragen werden kann. Eingedenk der edlen Tüften des Ernestinischen Hauses, der Zeugen und Beschützer der Reformation, hat Se. Königliche Hoheit der Großherzog von Sachsen an die evangelischen Souveräne Deutschlands die Bitte um ihre Mithülfe zur Verbreitung unserer Lutherausgabe gerichtet, wofür Höchstersebe unterthänigsten Dank genehmigen wolle. Auch der Hochwürdigen Kirchenbehörden, insbesondere des Königl. Preussischen Evangelischen Ober-Kirchenrathes, die durch die Empfehlung dieser Ausgabe geholfen haben, derselben die Wege zu bahnen, sei hier in dankbarster Anerkennung gedacht. Innigen Dank spreche ich Einem Höhen Königlich Preussischen Ministerio aus, das die Hand geboten, um das Unternehmen zu sichern, sowie den Herren Mitglieder der Commission, die stets bereit gewesen sind, dasselbe zu fördern; ferner den geehrten Vorständen der Archive und öffentlichen Bibliotheken zu Berlin, Dresden, Halle a. S., München, Nürnberg, Weimar, Wittenberg, Wolfenbüttel und dem Directorium des Britischen Museums zu London, die alle auf das Entgegenkommendste meine Forschungen unterstützt haben, denen ich, wie ich überzeugt bin, seiner Zeit noch andere anzuschließen haben werde, daher ich ihre Namen zu nennen mir für künftig vorbehalte. Endlich danke ich herzlichst all den Männern, die in mannichfacher Weise durch Rath und That mich mehr und mehr in den Stand gesetzt haben, das zu vollbringen, was ich hier biete: auch scheinbar kleine Beiträge dazu haben ihre Wirkung gehabt. Im Namen der Verlags-handlung sei noch Herrn Dr. Georg Hirsh in München, dem verdienstvollen Förderer der Bücherornamentik, gedankt für sein Entgegenkommen bei der Beschaffung des Initialenschmuckes für unser Werk.

„So segne denn Gott das alte Lutherwort, das noch einmal in seinem ureigenen Klange mit aller Glaubensfülle und zündenden Redegewalt ausgeht, an dem Herzen und Leben unseres Volkes! Ihm sei die Ehre!

„Drakenstedt, im September 1883. J. K. F. Knaake, Doctor der Theologie.“

Im Vorwort zum zweiten Band wird nachgetragen, daß außer dem eigentlichen Herausgeber, Dr. Knaake, Prof. Dr. Kalverau und P. Dr. Bertheau in die Redaction eingetreten sind.



Den angegebenen Principien gemäß sind nun im ersten Band die Schriften Luthers von 1512 bis zum 22. August 1518, im zweiten, Schriften Luthers aus den Jahren 1518 und 1519, darunter der erste lateinische Commentar zum Galaterbrief, zum Abdruck gekommen.

Es ist in Wahrheit eine kritische Ausgabe. Der Text ist so genau, als er sich nur herstellen läßt, nach den Originalen wiedergegeben. Die Bibliographie ist zum ersten Mal sicher und sorgfältig registrirt, auf Grund persönlicher Prüfung der vorhandenen Manuscripte und ersten Drucke. Knaake zeigt an vielen Orten, wie die Erlanger Ausgabe einen und denselben Druck mehrfach als verschiedene notirt und bei Angabe der unterschiedenen Editionen Wirrwar angerichtet hat. Die historischen Einleitungen zu den einzelnen Schriften enthalten manche werthvolle, bisher unbekannte Daten. Druck und Ausstattung ist vorzüglich.

Es könnte nun wohl Jemandem der Gedanke kommen, der seiner Zeit in der Luthardt'schen Kirchenzeitung ausgesprochen wurde, als machte diese so accurat bearbeitete Lutherausgabe unsere neue St. Louiser Ausgabe der Werke Luthers nach Dr. J. G. Walch überflüssig. Um diesen Einwand zu entkräften, sei es noch gestattet, auf den Unterschied dieser zwei neuesten, erst seit wenigen Jahren begonnenen Gesamtausgaben der Werke Luthers hinzuweisen.

Die Weimarer Ausgabe ist eine kritische Ausgabe und nur für Theologen oder doch Studirte, welche des Lateinischen kundig und der altdeutschen Sprachformen des 16ten Jahrhunderts gewohnt sind, berechnet. Schwerlich wird sich der Wunsch des Herausgebers, daß das alte Lutherwort gerade in dieser neuen, freilich genuin-alten Gestalt, in dem Herzen des deutschen Volks zünden möge, erfüllen. Finden sich doch unter den Subscribenten selbst sehr wenige Prediger.

Die St. Louiser revidirte Walch'sche Ausgabe ist eine Volksausgabe, will nicht nur den Theologen, sondern überhaupt dem lutherischen Christenvolk dienen. Daher redet Luther hier durchweg Deutsch und eine dem deutschen Volk unserer Tage verständliche Sprache.

Freilich liegt uns nun auch daran, den correctesten Text zu liefern und so viel historisches Material beizufügen, als zum Verständniß der Schriften Luthers nöthig ist. Wie wir daher bis jetzt schon die neue Luther-Litteratur berücksichtigt haben, so nehmen wir jetzt auch die treffliche Arbeit Knaake's und seiner Mitarbeiter dankbar an und werden den von ihnen gebotenen Text vergleichen und ihre bibliographischen und historischen Notizen, soweit es dem Zweck unserer Ausgabe entspricht, mit verwerthen. Dem von Knaake gerügten Hauptmangel der Walch'schen Ausgabe, „die widersinnigen, oft sprachwidrigen Uebersetzungen der lateinischen Schriften des Reformators“, ist bisher schon durch Anfertigung neuer, wortgetreuer Uebersetzungen abgeholfen worden.

Man darf indessen den sachlichen Werth der Textkritik auf diesem Gebiet nicht überschätzen. Die Abweichungen der verschiedenen Drucke und Editionen, die Fehler der späteren Ausgaben der Schriften Luthers betreffen zumeist nur den sprachlichen Ausdruck, der Sinn bleibt in den meisten Fällen ganz derselbe, ob man nun diese oder jene Lesart wählt. Der eigentliche Gedankengehalt, die Lehre Luthers wird dadurch nicht im mindesten berührt. Zudem wird auch Dr. Knaake in vielen Fällen nicht entscheiden können, welche Buchstaben und Silben Luther ursprünglich aufs Papier gesetzt hat. Auch darf man nicht vergessen, daß schon Dr. Walch bei den meisten Schriften Luthers, wie auch die Erlanger Ausgabe, wesentlich den Text des Urdruckes oder doch eines der ersten Drucke dargeboten hat. Am precärsten ist der Text der ersten lateinischen Schriften Luthers, sonderlich seiner Sermonen aus den Jahren 1514—1517. Da hat aber auch die neue Weimarer Ausgabe sich mit dem ziemlich corrumpirten Abdruck in den Lößcher'schen Reformatiionsacten begnügen und mit Conjecturen helfen müssen, weil die ursprüngliche Handschrift nicht aufgefunden werden konnte. Wesentlich bezieht sich also die Kritik auf Correctur später eingedrungener Druckfehler oder sonstiger Versehen.

Die neue Weimarer Ausgabe der Werke Luthers soll „ein deutsches Nationaldenkmal“ sein. Die hohen Gönner und Beförderer dieses kostspieligen Unternehmens, ohne deren Beihülfe es unmöglich zu Ende geführt werden könnte, feiern den Dr. Martin Luther auch nur als einen deutschen Nationalhelden. Luthers Geist und Lehre ist ihnen fremd, ja wohl zuwider. Soweit die Kirche hier ins Spiel kommt, ist es die Union, die da das lutherische Bekenntniß zu Grabe getragen hat, welche hier dem Propheten, der in seinem Vaterland doch nichts gilt, ein Monument setzt. Da wird man unwillkürlich an den Bau und Schmuck der Prophetengräber Matth. 23, 29. erinnert. Unsere Lutherausgabe ist, wie wir durch Gottes Gnade bekennen dürfen, aus einer Kirchengemeinschaft hervorgegangen und für eine Kirchengemeinschaft bestimmt, welche nicht nur den Namen Luthers auf ihr Panier geschrieben, sondern in welcher auch das „alte Lutherwort“, die reine, unverfälschte Lehre Luthers noch lebendig ist und im Schwange geht.

G. St.

## Kirchlich-zeitgeschichtliches.

### I. Amerika.

Die sogenannte nördliche „Generalsynode der ev.-luth. Kirche in den Vereinigten Staaten“ hat, wie wir aus dem „Lutheran Observer“ vom 5. Juni ersehen, am 20. Mai und folgende Tage ihre 32te je zweijährige Versammlung in Harrisburg abgehalten. So aner kennenswerth die Rührigkeit ist, welche dieselbe auch bei dieser Gelegenheit wieder an den Tag gelegt hat, so ist doch tief zu beklagen, daß sie auch diesmal ihren von Haus aus unionistischen Charakter nichts weniger als verleugnet hat. Zur Erhärtung dieses Urtheils sei nur Folgendes mitgetheilt. Ueber Altargemeinschaft mit Irrgläubigen sprach sich Dr. Morris in seiner Eröffnungsrede folgendermaßen aus: „Ich für meine Person predige die lutherische Lehre von der realen Gegenwart unsers verklärten HErrn in den gesegneten Elementen; aber wenn ein armer, bußfertiger, betender, beichtender, glaubender Sünder kommt und um die Erlaubniß mit zu communiciren bittet, so wage ich nicht ihn zu fragen, ob seine Ansichten mit den meinigen übereinstimmen, als Bedingung seiner Zulassung. Alles, was ich zu wissen begehre, ist, ob er an Jesum Christum glaube. Es gibt keinen Beweis dafür, daß die Apostel mehr von ihren aus dem Heiden- oder Judenthum Bekehrten verlangt haben.“ Der Herr Doctor ist hier nach von seinen unionistischen Neigungen so sehr eingenommen, daß ihm gar nicht einfällt, mit wie großem Ernst die heiligen Apostel in ihren Schriften erstlich im Allgemeinen auf Einheit des Glaubens unter den Christen dringen und wie im Besonderen z. B. St. Paulus die mit Gottes Gericht bedroht, welche „den Leib des HErrn nicht unterscheiden“, und doch das heilige Abendmahl mit genießen wollen. Ja, wäre der Herr Doctor nicht unionistischen Geistes, so würde er schon vor dem Gedanken zurückschrecken, den „real gegenwärtigen“ Leib und das „real gegenwärtige Blut“ des HErrn einer Person zum mündlichen Genuß darzureichen, welche Christi klaren Worten zum Troß nichts als ein wenig Brod und Wein damit zu empfangen meint. Er würde bald einsehen, daß er ja damit einen unverantwortlichen Mißbrauch des Leibes und Blutes des HErrn begehen und den Communicanten zu einer schweren Sünde verleiten würde. Ein anderer Beweis dafür, welch ein synkretistischer Körper die Generalsynode noch immer ist, ist dieser, daß sie am Schluß ihrer Sitzungen „brüderliche Delegaten“ für folgende kirchliche Körperschaften abgeordnet hat: für die „Generalsynode der reformirten Kirche in den Vereinigten Staaten“, für die „General Assembly der Vereinigten Presbyterianer-Kirche“, für die „General Assembly der Presbyterianer-Kirche“ und endlich für die „Generalsynode der reformirten Kirche in America“. Wie die „lutherische“ Generalsynode diese irrgläubigen Gemeinschaften hierbei ansieht, erhellt daraus, daß es im Bericht heißt: „Am Sonntag wurden in den drei lutherischen Kirchen Harrisburgs (von den Synodalgliedern) tüchtige Predigten gehalten, während 37 lutherische Prediger die Kanzeln der anderen protestantischen orthodoxen Benennungen einnahmen.“ Dieses und Ähnliches hat die Generalsynode selbst in den deutschländischen Kirchen, welche noch den Namen lutherisch tragen, so berücksichtigt gemacht, daß auch dort die auswandernden Lutheraner vor dem Anschluß an sie gewarnt werden, während die unirte Kirche in Deutschland sie als gute Schwester, und das mit Recht, empfiehlt.

W.

**Normwegisch-lutherische Synode.** Ueber den Verlauf der in diesem Jahre abgehaltenen Districtsversammlungen und über die gegenwärtigen Zustände innerhalb derselben sind uns u. a. folgende Nachrichten zugegangen. In Wisconsin und Minnesota haben zwar die Schmidtianer eine kleine Majorität gehabt, letztere sind aber unter sich selbst in der Lehre nicht einig und haben daher für ihre Zwecke nichts ausgerichtet.

können. Im Iowa-District standen die stimmfähigen Glieder zuletzt in folgendem Verhältniß: circa 60 missourische gegen 40 Schmidtianer, indem auch diesmal, wie gewöhnlich während der Synodalversammlungen, einigen Laien-Delegaten die Augen geöffnet wurden. Ueberhaupt geht in der ganzen Synode die Reaction gegen die Schmidt-Muus-Partei, obwohl langsam, doch unleugbar stetig vorwärts. Prof. Schmidt hatte eine Petition an die Synode gestellt, in welcher er seine Stellung in Madison als unerträglich schildert (indem er dabei den Status controversiae, wie er immer gethan hat, ganz falsch darstellt) und die Synode bittet, ihn als theologischen Professor der Norwegischen Synode nach Columbus zu schicken. Was aber den Iowa-District betrifft, so hat derselbe ohne ein einziges Wort von Discussion ein einstimmiges „Nein“ votirt. In Wisconsin soll die Petition gar nicht zur Verhandlung gekommen sein. Von Minnesota fehlt uns jeder Bericht. Die Lehrverhandlungen in Iowa beschäftigten sich mit der von Prof. Larsen gestellten Frage: „Hat irgend ein Mensch vor der Wiedergeburt Fähigkeit, sich für die Gnade zu bestimmen?“ Eine ähnliche Frage wurde auch in Wisconsin behandelt, wo das Schmidt-Muusische Bekenntniß als Vorlage benutzt wurde. Die meiste Zeit ist übrigens in allen Districten auf die verschiedenen durch den Streit in den Gemeinden hie und da hervorgerufenen Schwierigkeiten verwendet worden, in Wisconsin zugleich auf die Frage, ob Pastor Trich oder Pastor Rasmussen das Recht zum Präses-Amt habe. Man hat beschlossen, Rechtsgelehrte zu consultiren und nach deren Gutachten sich zu richten. Im Iowa-District hatte man die Sache eines tyrannischen schmidtianischen Pastors mit Namen Hartmann (als Candidat aus Norwegen gekommen) zu behandeln. Gegen ihn hatte eine bedeutende Minorität der Glieder seiner Gemeinde, circa 50 stimmberechtigte, offenbar der beste Kern der Gemeinde, eine Klage an die Synode eingeklagt, und hauptsächlich gegen ein (schmidtisches) sogenanntes „Bekenntniß zum Nutzen der Einfältigen“ protestirt, welches Pastor Hartmann der Gemeinde aufgetrocknet hatte. Zwar hatte der Präses des Districts, Herr Pastor Koren, die Sache zu schlichten gesucht, er war aber bei seiner Visitation vom Pastor und von dessen fanatisirten Anhängern zweimal daran gehindert worden. Der Pastor wies seine Visitation zurück. So wurde denn die Sache einem Comité übergeben, da sie von Wichtigkeit war, sowohl in Bezug auf die große Gemeinde selbst, als auch wegen der Schwierigkeiten, die in vielen Gemeinden (z. B. in denen der Pastoren Preuß und Ottesen) durch die verschiedenen neuen schmidtianischen „Bekenntnisse“ entstanden sind. Nach vielem Debattiren hat der Iowa-District in Beziehung hierauf folgende Resolution angenommen: „Keine Gemeinde hat das Recht ein neues Bekenntniß anzunehmen, wenn einige von ihren Gliedern dagegen protestiren, und noch weniger, die, welche also protestiren, in Kirchenzucht zu nehmen oder sie damit zu bedrohen.“ Die Schmidtianer haben sich natürlich wider diese Resolution hart gestraußt, einige auch feierlich ihren Protest protokolliren lassen. Sie haben der Sache den Schein geben wollen, als wollten die Missourischen überhaupt jede Abstimmung und Entscheidung in Lehrfragen von Seiten der Gemeinde abschaffen u. s. w., während sich diese auf die nothwendige Einstimmigkeit in Lehrfragen, auf die Verpflichtung auf die lutherischen Symbole, auf die Einklanglichkeit derselben, auf die Gefahr der Zügellosigkeit und Tyrannei bei solcher Majoritätsherrschaft u. s. w. beriefen. Zuletzt wurde die fernere Behandlung der Sache in jener Gemeinde dem Districtspräses Pastor Koren übergeben, und zwar mit 71 gegen 15 Stimmen. Es zeigt sich jetzt, daß die Missourischen bei ihrem cunctatorischen Verfahren richtig gehandelt haben. Zwar hatten sie natürlich gar nicht die Macht Schmidt abzuweisen, hätten sie es auch thun wollen; aber sie hätten entweder aus der Synode austreten oder gleich den Bruch hervorrufen können. Allein damit hätten sie viele redliche Seelen preisgegeben, die anfangs durch das wüste Geschrei der Gegner: „Calvinismus! Calvinismus!“ sich einschüchtern und auf die Seite derselben ziehen ließen. Die



Missourischen waren aber der Hoffnung, wenn die Lehrfrage nur nach allen Seiten hin werde behandelt werden, so werde ohne Zweifel gar mancher Prediger und Laie dahinter kommen, daß er betrogen worden sei, und sich zur Wahrheit wenden. In dieser Hoffnung haben sich denn auch die Missourischen nicht getäuscht. Schon sind Tausende von Seelen von der Schmidt'schen Bezauberung nüchtern geworden, und es ist die beste Aussicht dafür vorhanden, daß ihnen durch Gottes Gnade immer mehr folgen werden. So war u. a. gerade die Gemeinde in Decorah (das Collegepersonal ausgenommen) ganz schmidtisch und zählte einige von den ärgsten schmidtischen Demagogen in ihrer Mitte. Man rühmte da: „Bei uns ist kein Lehrstreit; wir sind alle einig“ (nämlich schmidtisch). Nachdem aber seit Neujahr Herr Prof. Larsen in 14 Gemeindeversammlungen die Lehre behandelt hat, ist jetzt so ziemlich die halbe Gemeinde missourisch, wie sie früher war, und mit wenigen Ausnahmen hofft man, daß es auch die andern werden. Excitement ist es, was Prof. Schmidt gewünscht hat, die Leute sollten, wo möglich, zu ruhiger Ueberlegung gar keine Zeit bekommen und sogleich wie im Sturm auf seine Seite gerissen werden; da im Trüben gut fischen ist, sollte alles nur schnell zur Entscheidung gebracht werden, ehe sich das Wasser kläre. Gar zu gern hätte es Schmidt den Hädelsführern Ohio's nachgethan, die ihr incompetentes Ministerium und Volk drängten, sich blühschnell von der Synodalconferenz loszusagen, um dieselben vor allem Einfluß der Wahrheitsbekenner zu bewahren. Schmidt hat daher namentlich den Allgemeinen Präses Preus und den Districtspräses Koren ausgescholten, daß sie ihn nicht, wie sie doch nach ihrem Gewissen hätten thun sollen, abgesetzt hätten. Daß die Genannten ihn öffentlich für einen vom lutherischen Bekenntniß Abgefallenen erklärt hatten, das sollte nicht genug sein. Freilich wußte er, daß sie, obwohl Glieder des Kirchenraths, die Macht ihn abzusetzen nicht hatten, aber sie sollten wenigstens einen Versuch gemacht haben — warum? — Damit er etwas in die Hände bekäme, die anfänglich auf seiner Seite stehende Majorität der Synode zu ihrer Ausschließung alarmiren zu können. Das ist eben aller Reyer Art je und je gewesen, daß sie vor allem durch kirchenpolitische Schachzüge die Wahrheitszeugen zu überwinden, selbst oben auf zu kommen und eine Secte um sich zu sammeln gesucht haben. Bis jetzt ist es Schmidt, Gott sei Lob! noch nicht gelungen und alles läßt sich dazu an, daß man hoffen darf, es werde ihm auch in Zukunft nicht gelingen, vielmehr werde die norwegisch-lutherische Synode, mag immerhin ein endlicher Bruch unvermeidlich sein, aus dem heißen Kampf geläutert hervorgehen.

W.

„Herold und Zeitschrift“ und die Lehre von der Gnadenwahl. P. Strobel von Denison, Iowa, hatte „Herold und Zeitschrift“ unter Anderem Folgendes geschrieben: „Einst lehrten die Missourier recht, wenn sie sagten: es sei der Menschen Schuld, wenn sie nicht bekehrt werden; jetzt sollen sie lehren, daß die Gnadenwahl die Ursache sei, daß Gott von den Einen das Widerstreben wegnehme, von den Andern nicht. Ich habe während des Gnadenwahlstreites nicht geschlafen, sondern denselben aufmerksam verfolgt, und konnte nichts finden von dem Einst und Jetzt des Herrn N. . . . Wie kommt denn Herr N. sammt den andern Gegnern der Missourier-Synode zu solcher Behauptung? Wir Missourier sagen mit Gottes Wort und dem Bekenntniß unserer Kirche, daß die Gnadenwahl nicht bloß der Auserwählten Seligkeit weis, sondern aus gnädigem Willen und Wohlgefallen Gottes in Christo eine Ursache sei, so da unsere Seligkeit, und was zu derselben gehört, schafft u. s. w. Nun lassen uns unsere Gegner lehren, die Gnadenwahl sei die Ursache, daß Gott bei den Einen das Widerstreben wegnimmt, bei den Andern nicht. Gott soll Schuld sein, wenn so Viele gegen ihn sich auflehnen, er könnte ja auch bei denen das Widerstreben wegnehmen. Wenn wir nun lehren, daß Gott bei den Einen das Widerstreben wegnimmt, so lehren wir damit nicht, daß Gott das Widerstreben von den

Andern nicht wegnehmen wolle, sondern das ist der Trugschluß der verblendeten menschlichen Vernunft. . . . Die gegen die Missourier erhobenen Beschuldigungen in der Lehre von der Gnadenwahl treffen Gott und sein Wort nicht weniger als uns. Darum, liebe Herren, laßt die Frau Hulda nicht Meisterin über Gottes Wort, sondern Schülerin desselben sein." Zu dem Vorstehenden veröffentlicht „Herold und Zeitschrift" sofort die Erwiderung von N., die eine Vertheidigung gegen P. Strobel sein soll. Wie vertheidigt sich N.? Er sagt zunächst, die Missourier trieben die Lehre von der Gnadenwahl zu sehr auf die Spitze und stellten sie zu sehr in den Vordergrund; aus den Worten der Concordienformel: „Die ewige Wahl Gottes ist eine Ursache" machten sie: „Die ewige Wahl Gottes ist die Ursache." Den Worten nach hätten sie sich zwar „stets an den Buchstaben der Concordienformel gehalten und immer den unbestimmten Artikel ‚eine‘ gebraucht", aber „materiell" wäre die Gnadenwahl so sehr in den Vordergrund geschoben, daß „sie die Ursache der Seligkeit resp. der Heilsaneignung" werde. Zum Beweise führt er fünf Citate an. In dem ersten und fünften ist gesagt: nur die Auserwählten werden selig; im zweiten: die Auserwählten werden gewiß selig; im dritten: die Gnadenwahl sei nicht eine allgemeine; im vierten: nur der beharrliche Glaube der Auserwählten, nicht der Glaube der Zeitgläubigen, ist eine Folge der Gnadenwahl. Und damit soll bewiesen sein, daß Missouri die Gnadenwahl zu sehr in den Vordergrund stelle! Wenn doch P. N. in „Herold und Zeitschrift" mittheilen wollte, was man überhaupt noch von der Gnadenwahl aussagen könne, ohne sie zu sehr in den Vordergrund zu stellen! Wir Missourier betonen in dem bekannten achten Paragraphen weder: die ewige Wahl Gottes ist eine Ursache, noch: die ewige Wahl Gottes ist die Ursache, sondern: die ewige Wahl Gottes ist eine Ursache der Seligkeit der Auserwählten. Wir verstehen aber allerdings eine wirkliche Ursache. Daß die Concordienformel nicht von einer gemalten, sondern von einer richtigen, wirklichen Ursache rede, geht daraus hervor, daß sie dieselbe stärker als alle Pforten der Hölle nennt, „darauf auch unsere Seligkeit also gegründet ist, daß die Pforten der Hölle nichts dawider vermögen sollen, wie geschrieben stehet". In dieser Beschaffenheit der Ursache findet die Concordienformel gerade den Trost der Gnadenwahl. Wie dabei der allgemeine Heilsweg, Christi Verdienst, die Gnadenmittel intact bleiben, haben wir oft genug nach Gottes Wort dargelegt. Hier wollen wir P. N. nur noch mit ein paar Worten ad absurdum führen. Wie aus seiner Darstellung hervorgeht, will er die Gnadenwahl doch ein wenig die Ursache der Seligkeit der Auserwählten sein lassen. Wenn er in Bezug auf die Seligkeit der Auserwählten die Gnadenwahl als Ursache von Gottes Gnade, Christi Verdienst, Gnadenmitteln zc. trennt, dann mag er die Gnadenwahl eine Haupt- oder Nebenursache, ein Viertel- oder Einhundertstel Ursache nennen, dann mag er sie in den Vordergrund oder in den Hintergrund stellen: immer wird sie dem klugen Mann als das erscheinen, was den Ausschlag gibt und die Gnadenmittel erst kräftig macht. Zweitens sollen die Missourier lehren, „bei den Erwählten nehme Gott das Widerstreben hinweg, bei den andern nicht". Diese Rede ist, wie sie lautet, sinnlos. Will P. N. wirklich lehren, daß Gott bei allen Menschen das Widerstreben wegnehme? Dann gäbe es keine Verlorengehenden. Er will jedenfalls sagen: die Missourier lehren, bei den Erwählten nehme Gott das Widerstreben hinweg, bei den Anderen wolle er dies nicht thun. Dafür führt er drei Citate aus unseren Schriften an. Die ersten beiden besagen — wir kümmern uns hier nicht um die Verstümmelung der Citate — ganz genau dieses: Gott ist uns ein verborgener, unbegreiflicher Gott, wenn wir sehen, daß er sein Wort an einem Ort gibt, am andern nicht gibt, von einem Ort hinwegnimmt, am andern bleiben läßt. Item, einer wird verstockt, verblendet, in verkehrten Sinn gegeben, ein anderer, so wohl in gleicher Schuld, wird wiederum bekehrt zc. Das dritte Citat besagt: der natürliche Mensch ist nicht ein Freund, sondern

ein Feind Gottes; er schickt sich nicht zur Befehrung, sondern widerstrebt Gott so lange, auch wissentlich und willig, bis er durch den Heiligen Geist befehrt wird. Wer daraus beweisen will, Gott wolle das Widerstreben „bei den Andern“ nicht wegnehmen, weiß in diesem Punkte rein nichts von Gottes Wort und lutherischer Lehre. P. Strobel hat P. N. klarscharf die Wahrheit vorgehalten: „Wenn wir lehren, daß Gott bei den Einen das Widerstreben wegnimmt, so lehren wir damit nicht, daß Gott das Widerstreben von den Andern nicht wegnehmen wolle, sondern das ist der Trugschluß der verblendeten menschlichen Vernunft. Wenn N. das nicht einsehen kann, so wüßten wir nicht, wie ihm in dieser Sache zu helfen wäre. Es kann hier Niemand mitreden, der sich nicht die Wahrheit gegenwärtig hält, daß kein Mensch in geistlichen Dingen über Gottes Wort hinaus klug sei. Seine Citate hat N. wiederum nicht aus unseren Schriften, sondern aus einem Jowaischen oder ähnlichen Katalog entlehnt. Das ist deutlich erkennbar. Vier Citate sind so verstümmelt, daß gerade immer das fortgelassen ist, was zum Verständnis des Beigebrachten nothwendig ist. Und doch hat P. N. die Dreistigkeit zu sagen: „Diese Sätze enthalten aber alle eine ganz bestimmt ausgedrückte Lehre.“ Schließlich drückt er seine Verwunderung über unsere kürzlich abgegebene Erklärung aus, „daß man“ (unsererseits) „nie einen Punkt der Lehre<sup>1)</sup> zurückgenommen habe, noch auch zurückzunehmen gedente“. Diese Erklärung wiederholen wir hier. Was müßten wir nicht alles zurücknehmen, um nach N.'scher Meinung recht zu lehren! Wir müßten z. B. zurücknehmen, daß die Wahl nicht allgemein sei, daß die Auserwählten gewißlich selig werden, daß nur die Auserwählten selig werden u. s. w., um die Lehre von der Wahl nicht zu sehr „auf die Spitze zu treiben“. Aus N.'s Auseinandersetzung geht ganz deutlich hervor, daß er in Bezug auf die Lehre von der Gnadenwahl noch vollständig im Dunkeln tappe.

F. P.

**Die falsche Lehre vom Sonntag in der Generalsynode.** Wie man bei der diesjährigen Versammlung der Generalsynode zu Harrisburg, Pa., dazu kam, sich wieder zu der falschen Lehre vom Sonntag zu bekennen, geht aus folgendem Bericht des Herausgebers des „Lutheran Observer“ hervor. Derselbe berichtet: Während der Versammlung der Generalsynode zu Harrisburg trat eine christliche Mutter zu mir und sprach mit tiefer Bewegung: „Hat die Generalsynode etwas gethan, um die Beobachtung des Sabbaths zu fördern?“ Wir antworteten: Nein. Darauf brang sie in uns, dahin gehende Anträge vorzubringen. Sie begründete ihre Erinnerung damit, daß sie sagte, die unter weltlich gesinnten Leuten herrschenden irrigen Ansichten und die Mißachtung der Heiligkeit des Sabbaths bei vielen Kirchengliedern machten es ihr sehr schwer, ihre Kinder mit Ehrfurcht für den Sabbath zu erfüllen und sie zu veranlassen, zu Hause zu bleiben und von ungeeigneter Gesellschaft und vom Spiel fernzubleiben, während sie das böse Beispiel der Nachbarskinder vor Augen hätten. Wir verfaßten daher die folgende kurze Einleitung und die folgenden Beschlüsse: „Da Gott bei der Schöpfung den Sabbath geordnet und geheiligt hat“ u. s. w. u. j. w. Der Editor berichtet weiter, wie er zwar trotz wiederholter Versuche seinen Antrag nicht zur Verhandlung bringen konnte, daß aber von dem P. Leisenring vorgeschlagen wurde, die Generalsynode wolle ihre vor zwei Jahren zu Springfield, D., über den „Sabbath“ abgegebene Erklärung wiederholen. Dieser Vorschlag wurde einstimmig angenommen, freilich ohne daß die frühere Erklärung noch einmal verlesen wurde. Der Editor bemerkt daher: „We called for the reading of it; but hurry ruled the hour, and even the Sabbath failed to get a hearing.“ Doch werden die früheren Beschlüsse in dem diesjährigen Bericht erscheinen. Auch diese beginnen: „Da der christliche Sabbath in Gottes Wort als ein Tag der Ruhe und der heiligen Beschäftigung verordnet ist“ u. s. w.

1) Von uns hervorgehoben.



und der erste Beschluß lautet: „Wir, die Pastoren und Laien, die Delegaten der Generalsynode der ev.-luth. Kirche in den Vereinigten Staaten, bekennen hiermit unseren Glauben, daß der christliche Sabbath als ein Tag heiliger Ruhe, religiösen Unterrichts und Verehrung des allmächtigen Gottes von Gott eingesetzt sei“ 2c. Lutherisch ist das nicht, denn es steht im Widerspruch mit dem 28. Artikel der Augsburgerischen Confession; christlich ist es auch nicht, denn es widerspricht Col. 2, 16. 17.; auch ist es nicht jüdisch, denn im Alten Testament war die Feier des siebenten Tages von Gott geboten; es ist echt sectirerisch. Die „lutherische“ Generalsynode wandelt auch hier in den Wegen der reformirten Secten, die mit gesetzlichen Ordnungen in die Gewissen fahren, um auf diese Weise dem christlichen Leben und Weisen aufzuhelfen. Schade um so viel Eifer in einer verkehrten Sache! Die Augsburgerische Confession gibt Gründe genug an, warum man die Ordnung des Sonntags aufrecht erhalten soll; man braucht nicht die Gewissen zu verwirren mit der Lehre, „daß die Ordnung vom Sonntag für den Sabbath als nöthig aufgerichtet sei“. (Augsb. Conf.) J. P.

**Die „Freisinnigkeit“ in Amerika.** Das „Lutherische Volksblatt“ von Canada berichtet: In Milwaukee, Wisc., besteht ein deutsch-amerikanisches Seminar, das von erklärten Ungläubigen deutscher Zunge erbaut wurde. In demselben sollen ungläubige deutsche Schulmeister herangebildet werden, die dann an den armen Kindern Kainarbeit verrichten und dieselben dem Unglauben und somit dem ewigen Verderben in die Arme treiben sollen. Jedoch scheint es, als ob Gott der Herr auch hier den Rath der Heiden zu nichte machen wollte. Denn nachdem man durch Betteleien, durch Tanzgelage, Concerte, Pic-Nics und dergleichen endlich so weit gekommen war, daß ein Gebäude errichtet werden konnte, so verlautet jetzt, daß die erste Classe dieses Seminars nur 2 Schüler aufzuweisen hat und daß die besten Lehrer nichts mehr mit dieser Sache zu thun haben wollen, weil die Gehälter gering und die „inneren Zerwürfnisse“ groß seien.

„**Henry Ward Beecher**“, so schreibt die Chicagoer „Christian Cynosure“ vom 28. Mai, „begann am letzten Sonntag eine Reihe von Reden über Evolution, und nach den jüngst berichteten Aeußerungen scheint er Willens zu sein, lieber das Evangelium Darwins, als das von Jesu Christo zu predigen.“

**Unitarier.** Die westliche Conferenz der Unitarier hielt kürzlich ihre jährliche Versammlung zu St. Louis. Besondere Aufmerksamkeit erregten die Aussprachen des Secretärs der Conferenz, Dr. Sunderland. Derselbe wies auf die Thatfache hin, daß die Ausbreitung der unitarischen Gemeinschaft im Westen mit der Zunahme der Bevölkerung nicht gleichen Schritt halte. Als Ursache der Erscheinung gab er an: „Free thought“ werde weithin gepredigt, und wenn eine Kirche gegründet sei, so werde die Erklärung abgegeben, daß man kein Glaubensbekenntniß habe. Agnostikern, Materialisten 2c. gestatte man nicht nur Zutritt, sondern diese Leute prägen der Gemeinschaft auch den Stempel auf. Das laute Geschrei gegen das religiöse Dogma habe dem religiösen Leben den Kern genommen und die Organisation des Fundamentes beraubt. In dieser Richtung sei man stets fortgeschritten. Staatliche und locale Vertreter hätten Constitutionen angenommen, in welchen keine Bekenntniß zum Christenthum, ja, nicht einmal zum Theismus enthalten sei. Dr. Sunderlands Bemerkungen verursachten eine scharfe Debatte, in welcher man den Secretär beschuldigte, „er sei ein Reactionär und kein Vertreter des kühnen, fortschrittlichen Geistes der westlichen Unitarier“. Es fehlte nicht viel, so hätte die Conferenz einen neuen Secretär gewählt. Auch Einige von denen, welche ihre Stimme für Dr. Sunderland abgaben, waren doch sehr bemüht, sich zu der von demselben verworfenen Laxeheit zu bekennen. Ein gewisser Collier sagte bei Erörterung der Sachlage, man sei allerdings sehr fortgeschritten, er sei aber bereit, allen die Bruderhand zu reichen, die sich nur nicht auf Ingersolls Standpunkt stellten. Der „Congregationalist“, dem wir die vorstehenden Daten entnehmen, fügt

noch hinzu: „Wie sehr es mit dieser Conferenz bergab gegangen ist, erhellt aus dem Umstand, daß dieselbe vor dreißig Jahren auf einer ‚entschieden christlichen Basis‘ organisiert wurde; später adoptirte die Conferenz als Plattform den Theismus; vor drei Jahren ließ man auch diesen fallen, und jetzt ist nur noch der Jngersollismus in Sicht.“

F. P.

## II. Ausland.

„**Die Diasporaconferenz.**“ Wie sehr dieser Gesellschaft die Förderung auch der „lutherischen Kirche in der Zerstreuung“ am Herzen liege, dies wird u. a. durch folgende Nachricht in der Allg. Kz. vom 22. Mai exemplificirt: „Im Auftrage des Vorstandes der Diasporaconferenz fand am 30. April in Rudolstadt durch Gen.=Sup. Dr. Trautvetter die Abordnung zweier Jünglinge nach Nordamerika statt. Der eine derselben, Sekundaner auf dem Stadtgymnasium zu Stendal in der Altmark, geht an das deutsche evang. Predigerseminar in St. Louis; der andere, Obertertianer in Erbach am Rhein, ist für das deutsche luth. Predigerseminar in Chicago bestimmt.“ Es scheint jedoch gerade über den Bestrebungen der Conferenz für die luth. Kirche ein besonderer Unstern zu walten. Soeben lesen wir nämlich in „Herold und Zeitschrift“ vom 6. Juni: „Das deutsche Predigerseminar der Generalsynode zu Chicago Lawn, Cook Co., Ill., ist, nachdem es Pastor Severinghaus begonnen und Dr. Giese es von ihm übernommen hatte, nun wiederum eingegangen. Letzterer hat nämlich den Beruf der deutschen Gemeinde zu Cumberland, Allegheny Co., Md., angenommen.“ W.

Das Gregorsfest ist in Deutschland ziemlich still verlaufen, trotzdem die römische Presse und einzelne Führer der Ultramontanen sich viel Mühe gaben, ein kleines Abbild des Lutherfestes unter den Römischen herzustellen. So berichtet der „Pilger aus Sachsen“ vom 7. Juni. Dr. Münkler sagt am Schluß seiner Beschreibung des Festes: „Kurz, die Feier ist durchgefallen.“ Leider hat jedoch gerade ein Lutheraner, nämlich Pastor Grote, alles gethan, in seinem „Kreuzblatt“ seine Leser für das Gregorsfest zu begeistern. Wir haben dies schon im Juniheft von „Lehre und Wehre“ S. 186—189 nachgewiesen. Was wir da mittheilten, war einem Artikel im „Kreuzblatt“ vom 10. Mai entnommen. In demselben Blatt vom 31. Mai fährt Pastor Grote u. a. folgendermaßen fort: „Siehe man sich nicht von Unwissenheit und Bornirtheit, von thörichten Vorurtheilen und blinder Parteilichkeit beherrschen, so würde man ja gar bald zu der Erkenntniß kommen, daß wir es hier mit einem ganzen Manne und treuen Diener Christi, ja mit einem weltgeschichtlichen Heros zu thun haben, der die Kirche des Herrn vor der Zerstörung aller Freiheit bewahrte und dem die abendländische Christenheit es verdankt, daß sie nicht wie die morgenländische und russische Kirche dem Byzantinismus erlag und einer gänzlichen Erstarrung und Verknöcherung des geistlichen und sittlichen Lebens verfiel. . . Da er richtig in die Zukunft blickte, so sah er (Gregor VII.) die härtesten Kämpfe noch erst kommen. Als man aber in ihn drang, als er erkannte, daß er sich des göttlichen Rufes nicht erwehren dürfe, nahm er“ (die ihm angetragene Papstwürde) „an“. Schwerlich wird ein ultramontaner Schreiber Papst Gregor höher gestellt haben, als hiermit ein Lutheraner thut. Während die Lutheraner des 16. und 17. Jahrhunderts in Hildebrand einen „Höllensbrand“ erkannten und daher seinen Namen auch so paronomasirten, erblickt Grote in ihm einen treuen Diener Christi, ja, den göttlich berufenen Retter der „Freiheit“ und „des geistlichen und sittlichen Lebens der Kirche“! Die Ursache, daß so viele dies nicht erkennen wollen, kann nach Grote nur „Unwissenheit und Bornirtheit“ oder „Vorurtheile und blinde Parteilichkeit“ sein.

W.

**Hermannsburg.** Folgendes lesen wir in der „Hannov. Pastoral-Korrespondenz“ vom 6. Juni: Am 21. April haben die Lehrter sich in Uelzen über ihr Verhalten der

Hermannsburger Mission gegenüber in der Richtung verständigt, daß sie fortan weder an den Hermannsburger Missionsfesten, noch an der Redactionsarbeit in dem Hermannsburger Missionsblatt, noch an der Inspection von Missionsstationen theilnehmen, auch nicht Mitglieder des Beiraths sein wollen. Also wird P. v. Lüpke nicht mehr am Beiblatt schreiben und P. Depke nicht nach Afrika gehen. — P. Konrad Dreves' Stellung in Hermannsburg war unhaltbar, da er einerseits in der Frage von Kirche und Kirchenregiment nicht mit der von Th. Harms beeinflussten Majorität stimmt, anderseits auch wegen seines Gegensatzes zu der Wahl des jungen Harms mit vielen Gliedern der Gemeinde dissentirte. Er geht nun in die Breslauer Kirchengemeinschaft über.

**Die Wahl E. Harms' zum Missions-Director cassirt!** Also schreibt die „Allg. Kirchenz.“ vom 19. Juni: An Stelle des † Past. Thdr. Harms war dessen Sohn, der Miss.-Insp. Edmund Harms, zum Director der Hermannsburger Missionsanstalt gewählt worden. Gegen die Wahl ist Protest erhoben worden, und die kgl. Landdrostei Lüneburg hat als Aufsichtsbehörde der Hermannsburger Mission die Wahl cassirt und eine Wiederholung des Wahlaectes angeordnet. Das betreffende Schreiben der Landdrostei Lüneburg ist vom 22. April d. J. datirt und lautet: „Dem Vorstande wird hiermit eröffnet, daß wir uns von Staatsaufsichts wegen genöthigt sehen, die am 17. März 1885 stattgehabte Wahl eines neuen Missionsdirectors für ungültig zu erklären, da dieselbe in statutenwidriger Weise erfolgt ist. Nach § 3, Abs. 2 der staatlich genehmigten Statuten soll der Missionsausschuß, welchem in Gemäßheit des § 4 die Wahl des Directors zusteht, nur aus 10 bis 12 Pastoren bestehen, während ausweislich des Wahlprotocoll'es sich an der Wahl 14 Personen und demnach Personen betheiligt haben, welche dazu nicht befugt waren. Auch läuft die gleichzeitige Bestellung eines engeren Beirathes von vier Mitgliedern zur Seite des Missionsdirectors den Bestimmungen der Statuten, welche nach § 8 nur mit staatlicher Genehmigung geändert werden können, zuwider. Nach § 3, Abs. 2 derselben steht die innere und äußere Leitung der Missionsangelegenheiten ausschließlich dem jeweiligen Director zu, und dient ihm als Beirath der aus 10 bis 12 Personen bestehende Ausschuß, welcher nur in Vermögenssachen und bei der Wahl eines neuen Vorstehers entscheidende Stimme haben soll. Ein engerer Beirath ist nicht vorgesehen. Wir geben daher dem Vorstande auf, eine nochmalige Wahl in statutenmäßiger Weise vorzunehmen und uns das Resultat derselben demnächst unter Beifügung der Wahlverhandlungen anzuzeigen.“ — Nach dem „Kreuzblatt“ vom 21. Juni sagt hingegen die Deutsche Volkszeitung: Der Aufsichtsbehörde sei der Umstand nicht zur Kenntniß gekommen, daß unterm 14. Mai 1886 von dem Königl. Hannov. Ministerium des Innern die Erhöhung der Zahl der Ausschußmitglieder von 12 auf 14 Personen genehmigt sei. Die Wahl sei also in statutenmäßiger Weise erfolgt. In einem längeren Exposé sei von dem Justitiar der Missionsanstalt der Königlichen Landdrostei davon Mittheilung gemacht und zugleich die Wahl des Beirathes als nicht gegen die Statuten verstößend gerechtfertigt.

**Hannover.** Die „Pastoral-Korrespondenz“ schreibt: Die Wahl des protestantenvereinlichen Past. Thießen in Hameln ist vom Kön. Consistorio beanstandet — wie wir hören wegen Formfehler (!) — und ist die Neuwahl bis spätestens September d. J. angeordnet worden. Wahrscheinlich wird aber eine gültige Wahl bis dahin nicht zu Stande kommen. — Fast scheint es, als ob das Consistorium, um die Schmach eines That-Bekennnisses nicht auf sich nehmen zu müssen, sich hierbei eines Tricks bedient habe. Vor Menschen mag es damit sich glücklich aus der Affaire ziehen, vor Gott ist seine „Beanstandung“ der Wahl eines reißenden Wolfes wegen eines „Formfehlers“ elende Heuchelei und Verleugnung.

W.

**Roth um Prediger unter den Breslauern.** Folgendes lesen wir im „Kirchenblatt“ der Breslauer vom 1. Juni: „In unserer Kirche sind oder werden jetzt vakant



die Gemeinden Rogasen, Freystadt, Bunzlau, Hannover, Steinbach-Hallenberg, Köln, Baden, also sechs, die durch Nachbarkülfe versehen werden müssen. Von unsern Kandidaten stehen vier noch vor dem ersten Examen und zwei von diesen sind leider von körperlichen Leiden sehr heimgesucht. Von den Studenten werden nur zu Michaelis zwei das Triennium beendigen. Außerdem heißt es: Die Hände lege Niemandem bald auf. Wir meinen, es müsse in dieser Noth unsere gesammte Kirche sich mehr ermannen zu verdoppelter, mehr dringender Fürbitte um Arbeiter im Weinberge, die befähigt und geneigt sind, mit Leib und Leben das heilige Amt zu umfassen und alles daran zu setzen, es im Geiste Christi zu verwalten, auch das zeitliche Kreuz nicht zu scheuen, welches bei uns dormalen in viel Arbeit und Strapazen neben wenig zeitlichem Lohn besteht. Um einen ewigen Kranz dies arme Leben ganz, so muß es auch im Blick auf das Amt in unserer Kirche heißen. Ein Aufruf an das Ausland ist früher in solchen Nöthen wohl versucht, aber nicht immer nach Wunsch gediehen. Eine Bitte an die Eltern, welche Mittel und Wege haben, ihre Söhne studiren zu lassen, dieselben, wenn sie innerlich dazu disponirt sind und es ohne Zwang geschehen kann, mehr für das oft so gering geachtete theologische Studium zu erwärmen, ist in Nr. 9 ausgesprochen. Doch der Herr weiß viele Wege, um unserer Noth zu helfen, er will aber gebeten sein, und dazu möchten diese Zeilen reizen. — Aus Treptow erwähnt der Kirchenbericht einer Beunruhigung und Bewegung, welche der Bauernprediger Kutat aus Ostpreußen veranlaßt hat. Derselbe gibt ein deutsch-lithauisches Blatt heraus, den „Friedensboten“, welches einen Bibelpruch erbaulich behandelt und Zeit und Ort seiner Predigten angibt. Er organisiert Gemeinden, baut Kirchen und Bethäuser und übt, ohne einen ordentlichen Beruf zum Predigtamt zu haben, alle Befugnisse desselben aus, indem er das Recht dazu aus dem allgemeinen Priestertum aller Gläubigen herleitet. Die ordentlich berufenen Prediger gelten dann für todt.“ — Leider haben die Breslauer selbst große Schuld am Predigermangel, da sie die jungen Leute unter ihnen, welche Theologie studiren wollten, den falschgläubigen Universitäten zur Vorbildung übergaben und erst so spät daran gedacht haben, ein eigenes Predigerseminar zu errichten. Die nach Australien ausgewanderten preussischen Lutheraner haben hierin bedächtiger gehandelt. W.

**Die Breslauer „kirchliche Obrigkeit“.** In dem „Kirchenblatt“ der Breslauer vom 1. Juni heißt es: „Es stand vor einiger Zeit im ‚Pilger aus Sachsen‘ ein Aufsatz über Scheibel, worin die Frage aufgeworfen wurde, ob Scheibel, wenn er jetzt lebte, wohl noch auf unserer Seite stehen oder zur sogenannten Immanuelshode halten würde. Nun leben doch seine Tochter und sein Freund Huchke noch, welche es bezeugen, daß ihm nichts ferner lag als der kirchliche Independentismus. Scheibel war Ehrenmitglied des D. K. K., und als auf der Synode verschiedene Meinungen sich zeigten, ob man sagen solle: Allgemeines Kirchencollegium oder: Oberkirchencollegium, da war er es, der für das letztere den Ausschlag gab, damit der Begriff der kirchlichen Obrigkeit recht klar hervortrete.“ — Was hilft es die Breslauer, wenn sie sich für ihre Kirchenregimentslehre auf einen Scheibel berufen können, wenn ihnen aber Gottes klares Wort (Matth. 20, 25—28. 2 Cor. 8, 8. 1 Petr. 5, 3.) entgegensteht? W.

**Chiliasmus.** Die Pastoralconferenz zu Liegnitz fand am 27. Mai in gewohnter Weise statt und war von 80 Personen geistlichen und weltlichen Standes besucht. . . . Das Hauptreferat des Tages von Past. Freyer aus Nikolsstadt handelte über das von ihm selbst gewählte Thema: „Die Lehre vom tausendjährigen Reiche in ihrer biblischen Begründung.“ Die Wahl desselben hatte jedenfalls in dem in Schlesien sich immer noch ausbreitenden Irvingismus und in den hier und da auftretenden Klöterianern ihren Grund. Sonst hätte ja wohl ein anderes Thema noch näher gelegen. Freyer gab zuerst eine dogmengeschichtliche Darstellung des Chiliasmus, beschäftigte sich sodann mit der Exegese von Offenb. 20, 1—6. und faßte seine Auffassung dieser Stelle in

der bekannten Kliefoth'schen Erklärung zusammen. Zuletzt stellte er den Antrag, die Konferenz sollte eine Resolution dahin lautend beschließen, daß die Lehre vom tausendjährigen Reiche, als in die heilige Schrift hineingelegt, nicht Gegenstand der Predigt sein dürfe. Obgleich der von der Augustana verworfene Chilasimus nirgends einen Vertheidiger fand, trat die Konferenz doch, wie es schien, dem Referenten nicht bei. Es wurde vielmehr von verschiedenen Seiten darauf hingewiesen, daß die Stelle Offenb. 20. doch gar zu bestimmt von tausend Jahren der Herrschaft Christi rede und der allegorischen Deutung auf das entschiedenste widerstrebe; daß eine doppelte Parusie des HErrn, die eine geistlich, die andere sichtbar, von der Schrift gelehrt werde; daß eine Blütezeit der Kirche auf Erden im gewissen Sinne eine Naturnothwendigkeit sei; daß mit der Leugnung des tausendjährigen Reiches der Christenheit eine Trostquelle verstopft werde, aus der sie immer in den Zeiten ihres Martyriums Muth und Freude geschöpft habe; 1 Cor. 15. und viele Reden des HErrn, vor allem die alttestamentlichen Propheten wiesen klar und ausdrücklich auf den Sieg der Kirche schon im Diesseits hin. Man könne eher sagen, die Leugnung des tausendjährigen Reiches sei ein Ergebniß widerstrebender Theologie und werde in die Bibel hineingetragen als das Gegentheil. Eine Stimme betonte sogar, man solle in unseren Tagen gerade recht viel vom tausendjährigen Reiche predigen, zumal alle unbefangenen Laien beim Lesen der Bibel ohne Kommentar auf chiliaistische Vorstellungen kämen. Auch müsse jeder Pastor mit Paulus der Gemeinde versichern können, er habe ihr nichts verhalten von allen geoffenbarten Rathschlüssen Gottes zur Seligkeit. Gegen den Schluß der Discussion behauptete Gen.: Sup. Dr. Erdmann, der apokalyptische Reiter auf dem weißen Roß sei wohl zu unterscheiden von dem, der auf dem weißen Stuhle sitze; in letzterem Bilde werde der wiederkommende HErr vorgestellt, während das erstere nur eine gewisse Erhabenheit und Blüthe des Gottesreiches bezeichne und ein längeres Darniederliegen der Mächte des Satans erhoffen lasse. Man solle nur mit Vorsicht und nur bei vorliegender Nothigung diesen Artikel auf die Kanzel bringen. So wurde von einer Resolution für oder gegen den Antrag des Referenten Abstand genommen. (Allg. Kirchenz. vom 19. Juni.)

**Blaspheemes Lob Christi.** Im „Theol. Literaturblatt“ vom 5. Juni findet sich die Anzeige einer französischen Schrift über die Citate aus dem Alten Testament im Evangelium Matthäi, in welcher es u. a. heißt: „Einige Partien (dieser Schrift) sind dem Referenten besonders beachtungswerth vorgekommen“, unter welche letzterer schließlich den „Nachweis“ rechnet, „daß Jesus Christus auch in der Verwendung des Alten Testaments sich als eine außerordentliche Größe erweise“. Nach dem Referenten verdient also der HErr unter die bedeutendsten Erregeten seiner Zeit, vielleicht aller Zeiten, gerechnet zu werden.

**Württemberg.** Wie wir aus einem deutschländischen Blatte ersehen, wurde vor Kurzem dem „luth. Kirchenblatt“ aus Württemberg u. a. Folgendes geschrieben: „Die Hochschule, welche unsere Pfarrer bildet, gibt durchaus kein klares Feldgeschrei. Kaum ein Lehrer daselbst lehrt die evangelisch-lutherische Lehre unserer Kirche. Die Oberkirchenbehörde gibt durchaus keinen klaren evangelisch-lutherischen Ton. Der selige Prälat Kapff begünstigte das Kommen der Methodisten und gab ihnen einen Beitrag für ihr Missionswesen. Ueberhaupt ist die evangelische Geistlichkeit äußerst zerpalten. Es gibt in ihr Pietisten, Beckianer, Lutheraner, Mittelparteiler, Staatspfarrer, Protestantenvereinler, Zwinglianer und nur in wenigen Kirchen hört man klar und deutlich die Lehre unserer Bekenntnisse. — Eine Prinzessin, die schon manches Jahr in unserer Hauptstadt ist und mitunter unsere Kirchen besucht, fragte einmal über Tisch einen Geistlichen: Was ist doch die württembergische Kirche eigentlich? Ist sie lutherisch? reformirt? unirt? oder was? Der Geistliche meinte, das könne man nicht so geschwind sagen.“



**Eingriffe des Staates in die inneren Angelegenheiten der Kirche.** So schreibt die „Allg. R.“ vom 12. Juni: „In den römisch-kath. Schulen zu Berlin war seit langen Jahren der Katechismus des Jesuiten Deharbe im Gebrauch. Der Kultusminister hat nun eine Verfügung erlassen, nach welcher das Buch, das die Approbation aller Bischöfe Bayerns trägt und in vielen Diöcesen Deutschlands eingeführt ist, in den Schulen der preussischen Monarchie außer Gebrauch zu setzen ist. Grund dieser Maßregel ist wohl die übergroße Trockenheit und Abstraktheit des Deharbe'schen Katechismus, die ihn zu einem Schul- und Unterrichtsbuch ungeeignet erscheinen lassen. Auffallend aber ist, daß von einem Einverständnis mit den kirchlichen Behörden nichts verlautet. Das Kultusministerium scheint also die Befugniß für sich in Anspruch zu nehmen, Religionsbücher ohne weiteres abschaffen oder einführen zu können.“ Diese Eingriffe, obgleich gegen die Papisten begangen, sind mit allem Ernst zu verdammen. Wenn die Papisten in solchen Fällen der Obrigkeit nicht gehorchen, so ist das keine Revolution. Mit Recht schreibt Luther: „Oberkeit soll nicht wehren, was jedermann lehren und glauben will, es sei Evangelium oder Lügen; es ist genug, daß sie Aufruhr und Unfried zu lehren wehren.“ (XVI, 64.) Dies haben schon kluge Heiden eingesehen. Act. 18, 12—16. W.

**Der Methodismus in Bayern.** Der König von Bayern hat genehmigt, daß den wesleyanischen Methodisten die Rechte einer Privatgesellschaft in Bayern nach Maßgabe der Bestimmungen des Religionsedictes eingeräumt werden. (Allg. R.)

**Frucht des Gnadenwahrheitsstreits.** Vor längerer Zeit schrieb uns ein Prediger in Australien, daß er mit großer Besorgniß in die Zukunft schaue. Seine Gemeinde stehe leider! noch auf einer ziemlich niedrigen Stufe, sowohl in Absicht auf Erkenntniß, als Eifer darin zu wachsen. Für die Gnadenwahrheitsfrage habe sie weder Verständniß, noch Interesse. Er fürchte daher, daß, wenn der Gnadenwahrheitsstreit auch in sie werde getragen werden, seines Bleibens in ihr nicht lange mehr sein werde. Unter dem 6. Mai d. J. schreibt aber der theuere Mann u. a. uns Folgendes: „Was die Sache, über welche ich Ihnen damals schrieb, selbst betrifft, so darf ich Ihnen durch Gottes Gnade sagen, daß der Herr alle meine zu jener Zeit gehegten Befürchtungen zu nichte gemacht und mich durch seine Treue und Erbarmung sehr tief gedemüthigt hat. Gerade der Lehrstreit mußte in seiner Hand dazu dienen, mir viele Herzen in der Gemeinde zu erschließen und Prediger und Zuhörer zu verbinden. Nicht nur haben die Gegner, welche meine Gemeinde wider mich als einen falschen Lehrer aufzustacheln gesucht haben, nichts ausgerichtet, es ist auch sogar in meiner Gemeinde dadurch ein anderer Geist eingegangen und ein Fragen nach Gottes Wort und ein Halten auf die reine heilsame Lehre bei Vielen wach geworden.“

**Etwas aus der dänischen Freikirche.** Einem Brief des theuern Pastor Grunnet entnimmt Unterzeichneter Folgendes, was er den lieben Brüdern mittheilen zu dürfen glaubt. Herr Pastor Grunnet, Superintendent der dänischen Freikirche, schreibt: „Vor ungefähr 30 Jahren trat hier in Copenhagen eine kleine Anzahl gläubiger Personen aus der dänischen Staatskirche und wählte mich, damals ein junger Theolog, zu ihrem Seelsorger. Diese kleine Gemeinde war arm und es wurde unter drückenden Verhältnissen weiter gearbeitet. Doch der Herr, der Gebet erhört, segnete die Arbeit und bewahrte uns in seiner Wahrheit als evangelisch-lutherische Christen. Im Laufe dieser Jahre wurde nicht nur die Gemeinde hier größer, sondern es bildeten sich auch nach und nach ähnliche Gemeinden rings umher im Lande. Da nun die Freikirche, hier in Dänemark, wie wohl auch an andern Orten, von der Staatskirche gehaßt wird, ist es eine Selbstfolge, daß theologisch ausgebildete Personen, die auf ein einbringendes Amt in der Staatskirche Anspruch machen können, keinen Drang dazu fühlen, eine arme Predigerstellung in der Freikirche zu bekleiden, wo Redereien, Arbeit,



Mühe zc., nicht im rechten Verhältniß zur Gage stehen, denn es liegt ja nicht in der menschlichen Natur, „außer das Lager zu gehen und Christi Schmach tragen“, folglich wurde meine Arbeit als Prediger mehr und mehr umfangreich, bis ich jetzt, als älterer Mann, mich nach Hilfe umsehen muß. Freilich habe ich schon lange die Arbeit nicht mehr allein ausrichten können, sondern mußte mich mit unordinirten Laienältesten behelfen, deren man sich wohl im Nothfalle bedienen kann, was aber doch, wie ich aus Erfahrung ersehen, im besten Fall dem Zwecke nicht völlig entspricht. Ich freute mich mehrere Jahre hindurch, daß mein jüngster Sohn mir mit der Zeit würde helfen können; der Herr hatte es aber anders beschlossen und ihn vor ungefähr einem Jahr heimgerufen, mitten in seinem Studium. Nun wünscht der zweitälteste meiner Söhne, der Buchhändler-Commis ist, in seine Stelle zu treten, und nichts würde mir lieber sein, falls er sich recht von dem Herrn leiten und führen lassen will, denn hier gilt es ja um das Leben, das bloße Wissen macht es nicht aus. Es ist also mein Sohn Waldemar, den ich Ihnen zu geistiger Pflege zu übergeben wünsche. Ich verlange nicht, daß er zu einem Gelehrten ausgebildet werden soll, dagegen aber, wenn der Herr seine Gnade dazu geben wollte, daß er tüchtig gemacht wird, das Evangelium nach dem Willen Gottes zu verkündigen. Wenn ich mir nun erlaubt habe, um Moderation (der Kosten) für seinen Aufenthalt auf Ihrem Seminarium zu bitten, so hat das seinen Grund darin, daß ich persönlich in pekuniärer Beziehung die ganze Zeit hindurch, so viel es mir nur möglich war, die Sache der Freikirche habe stützen müssen, sowie ich denn auch außer dem Unterhalt meiner großen Familie andere Schwierigkeiten zu überwinden gehabt habe. Doch der Herr hat ja bisher geholfen, und dies trotzdem, daß wir in diesen vielen Jahren allein als evangelisch lutherische Freikirche hier im Lande gestanden haben.“

A. C.

**Die Entstehung einer ganzen judenchristlichen Gemeinde in Südrussland in unseren Tagen** hat, wie vorauszusehen war, der Hoffnung, welche Viele aus Röm. 11. schöpfen zu können glauben, daß nämlich die Juden in der allerletzten Zeit sich als Volk zu Christo bekehren werden, neue Nahrung gegeben. Wir ersehen dies aus dem Bericht über die Festversammlung des „Central-Vereins für die Mission unter Israel“, die am 26. Mai zu Leipzig stattfand. In diesem, im „Pilger aus Sachsen“ vom 14. Juni befindlichen, Bericht heißt es nämlich: „Den Bericht über den Stand der süd-russischen Bewegung unter den Juden, der sogenannten Israelitischen Gemeinde des Neuen Bundes, überließ der Herr Vorsitzende dem Geheimen Kirchenrath Herrn Professor Dr. Delitsch. Dieser wandte auf jene kleine, hoffnungsvolle Gemeinde, auf die sich die Augen aller Freunde Israels in der ganzen Welt richteten, einen Ausruf Lenau's, des Dichters des Welt Schmerzes, an, der, in die Nacht des Wahnsinns versunken, einst, da der Lenz sein Wunderwerk an der Erde begann, vor einem Beilchenbeete auf üppigem Rasen niedersank mit den Worten: ‚Der Himmel kommt.‘ So ist es dem zu Muth, der lange an und für Israel gearbeitet und geseufzt unter vielen Schmerzen, da nun ohne directes Zuthun eines Menschen Gott jenem hochbegabten, durch das Neue Testament gefangenen und überwundenen Juden, S. Rabbinowitsch, in das Herz gab, den Kreis der wohl durch Lectüre des hebräischen Neuen Testaments gleichfalls vom Christenthum ergriffenen Volksgenossen zu einer juden-christlichen Gemeinde zu sammeln. Zwar ist die Gemeinde noch klein, unbefestigt, momentan ohne in die Augen fallende Bedeutung; aber was hilft's, daß z. B. dort in Rischinew der Divisionspfarrer, Herr Pastor Saltin, allein über 200 Juden getauft, wenn diese Juden zugleich mit der Religion dem Volke, der Nation der Juden entzogen werden, damit alles rückwirkenden Einflusses auf die Juden bar werden, kurz, ihrem Volk verloren gehen! Und doch erwarten wir nach Röm. 11. eine Bekehrung des jüdischen Volkes als solchen und damit einen Wendepunkt und inneren Aufschwung der Kirche und ihrer Geschichte. Darum

ist die kleine von Rabbinoiwitsch gesammelte Gemeinde unendlich wichtiger, wenn wir den Plan Gottes mit seiner Kirche nach Röm. 11. richtig verstehen<sup>1)</sup>, als eine noch so große Anzahl einzelner, in den christlichen Völkern aufgehenden Juden. Die Juden sind aber nicht nur eine Religions-, sondern zugleich eine Volksgemeinschaft, was ja selbst bei uns, vielmehr aber in den Städten des Ostens hervortritt, deren eine oft 60—90,000 jüdische Bürger zählt. Daher ist es ein Abbruch, der dem jüdischen Volke geschieht, wenn seine zum Christenthum bekehrten Mitglieder nach wenigen Generationen unter den christlichen Völkern verschwinden. Hieraus erklärt sich auch zum Theil der fanatische Haß, der die Juden gegen jeden 'Schmadten' (Ausgetretenen=Getauften) erfüllt und zu immer größerer Feindschaft gegen das Christenthum reizt. Wie ganz anders geartet wird in vielleicht nicht ferner Zeit die ganze Thätigkeit der Judenmission sein, wenn diese Gemeinde, die zwar durchaus auf dem Boden des paulinischen Bekenntnisses steht und nur durch den Glauben und die Gnade selig werden will, daneben aber ihre nationale Eigenthümlichkeit und Selbständigkeit durch Beibehaltung der Beschneidung und des Sabbath's (!?) wahr, durch Gottes Gnade gedeiht, sich befestigt und entfaltet. Und die gährende Bewegung unter den Juden Südrußlands muß und darf wohl solche Hoffnungen erwecken. (Zur näheren Information über diese Gemeinde wird auf die 'Documente' verwiesen, zu beziehen durch das Centralbureau der Instituta Judaica, Leipzig, Roststraße 14.) Freilich verschwieg der Vortragende auch die Gefahren, die eben jezt das Wachsthum der jungen Gemeinde zu ersticken drohen, nicht: Verleumdung von Seiten derer, denen dieser Fortschritt des Reiches Gottes ein Dorn im Auge, mancherlei Mißverständnisse zwischen Rabbinoiwitsch und Herrn Pastor Faltin und Spaltungen unter den dortigen Proselyten. Aber im Gebet ist die Sache Gott anheimzustellen. Und mag ihr Ausgang sein, wie immer er will: sie ist und bleibt ein Vorspiel jener Zeit, da das Reich Gottes mit Macht hereinbrechen und ganz Israel mit einstimmen wird in das Lob des Lammes." — Hierbei sei es uns erlaubt, erstlich auf einen Artikel hinzuweisen, welcher sich schon im fünften Jahrgang von „Lehre und Wehre“ unter der Ueberschrift: „Wird Röm. 11, 25. 26. 27. eine noch zu erwartende solenne Judenbekehrung gelehrt?“ findet (vergl. S. 307—310. 321—331); ferner an einen Artikel im 13. Jahrgang des „Lutheraner“ zu erinnern, welcher die Ueberschrift trägt: „Von der Hoffnung einer noch bevorstehenden allgemeinen Bekehrung der Juden“, welcher von Nr. 11 an bis Nr. 21 eine ausführliche Geschichte und Widerlegung dieses Irrthums aus Gottes Wort enthält.

W.

**Gute Maßregeln gegen die Trunksucht von Seiten des Staates.** Folgendes berichtet die „Allg. Rz.“ vom 30. Mai: Eine recht dankenswerthe Verfügung zur Steuerung des übermäßigen Branntweingenußes hat der Landrath des Kreises Hagen, v. Hymmen, erlassen. Auf Grund der Regierungsverfügung über die Fernhaltung der Trunkenbolde von Wirthschaften soll seitens der Amtleute ohne alles Ansehen des Standes und ohne jegliche Schonung etwa der sogenannten gebildeten Klassen ein Verzeichniß der Trunkfälligen aufgestellt und den Wirthen der eigenen und der benachbarten Gemeinden mit den erforderlichen Verwarnungen mitgetheilt werden. Die Bezeichnung als Trunkenbold erfolgt der Regel nach zunächst für ein Jahr, nach dessen Ablauf eine Revision der Listen stattfinden wird.

**Aufbringung von Mitteln für Waisenhäuser durch Vergnügungsfeste.** In der Weiherede bei Einweihung des Magdeburger Waisenhauses am 31. Mai rechtfertigte der Pastor der St. Ulrichsparochie Hofmann die Zusammenbringung ansehnlicher Beträge durch Vergnügungsfeste mit dem heidnischen Ausspruch: „Pro patria est, dum ludere videmur.“ (Fürs Vaterland ist's, wenn wir zu spielen scheinen.) W.

1) Wir verstehen allerdings die betreffende Stelle in anderem Sinne. Siehe nächste Nummer des „Pilgers“.